

prisma

HSG-Studentenmagazin

Oktober 18 | #377

Heimat



INFORMIERT DURCHS STUDIUM MIT DEM

HSG-STUDENTENMAGAZIN



DIGITAL
AUCH DEN SOMMER ÜBER
WWW.PRISMA-HSG.CH

GEDRUCKTE AUSGABE
ZWEIMAL PRO SEMESTER
AUF DEM CAMPUS

echt. studentisch.

Editorial



Meine lieben Leserinnen und Leser

Ein Mensch, der über keine Heimat verfügt, gleicht einem vom Winde verwehten Blatt. Kein Wunder also, befinden wir uns alle inständig auf der tausendfach unterschätzten Suche nach einem solchen Zuhause in jederlei Hinsicht. Eine Floskel besagt, dass man nicht weiss, was man an der Heimat hat, bis man in die Ferne kommt. Doch was bedeutet «Heimat» und vor allem, wie lässt sich Heimweh erfassen? In meinem Falle sind die Probleme des Erfassens von Heimweh dermassen ausgeprägt, dass es in meiner Gefühlswelt gänzlich fehlt. Entweder bin ich ein elender, nie die Grenzen des Schweizerlandes übertretender Stubenhocker, oder – in heimatlicher Hinsicht – auch einfach nur gefühllos. In Zeiten der kurz vor der Abstimmung stehenden Hornkuh-Initiative ist der Begriff «Heimat» jedenfalls wieder in aller Munde. Und das ist auch gut so – solange der Heimatbegriff zu mehr Liebe anstelle sturer Abgrenzung von Fremdem führt.

Auf Seite 8 werdet ihr angehalten, für einmal eure heimelige Komfortzone zu verlassen: Hinterfragt eure Lohnwartungen und hakt vor dem Unterschreiben des nächsten Arbeitskontrak-

tes unbedingt noch einmal kritisch nach! Als an Effektivität nicht zu überbietendes Gegenmittel für Heimweh sei der auf Seite 32 stehende Artikel unserer Redaktorin Anna Kati Schreiter empfohlen. Dieser legt dar, wie man kochend in kürzester Zeit nach Hause findet und welche Ingredienzen hierfür benötigt werden. Und im Interview verriet uns der Macher der Nation, Roger Schawinski, dass er in Sendungen mit weiblichem Gegenüber seinen Flirt-Instinkt mehr oder weniger krampfhaft unterdrücken muss. Übrigens: Die Tochter des 73-Jährigen studiert zurzeit ebenfalls an unserem von den Medien heiss geliebten Zuhause – aka arrogante Kaderschmiede.

Für die prisma-Redaktion gilt schrankenlos: Home is where our «Schreibmaschine» is... In diesem Sinne ein herzliches «Sönd wöllkomm i ösere heemelige Heimat!»

Euer Chefredaktor
Fabian Kleeb

Inhaltsverzeichnis

08 Die Lohnerwartungen der HSG-Studierenden
und Tipps zum Lohngespräch

22 Porträt einer auf-
strebenden Schweizer
Zigarettenfabrik

Campus

- 06** Studentenwohnheim St. Gallen
- 07** Reform Bachelor BWL
- 08** Welchen Lohn erwartest du?
- 10** Stiftung prisma hat getestet
- 12** Wenn wir zu Hause an Heimweh leiden
- 14** Ein literarischer Kunstrundgang
- 16** Die Elite-Plattform

Thema

- 18** Als Aussenseiter eine Heimat finden
- 21** Eine Heimat-Definition
- 22** Reportage Heimat Zigarettenfabrik
- 25** Globalization and Identity
- 26** The Self-Determination Initiative
- 28** Schweizer Heimatfilme
- 30** Unternehmensgründung in der Heimat?
- 32** Rezepte gegen Heimweh



Titelbild

Fiorella Linder & Jonas Streule



33 Roger Schawinski: «Ich wollte nie Everybody's Darling sein.»



Menschen

- 34** «Prof» Benjamin Glemser privat
- 37** Interview mit dem Macher Roger Schawinski
- 40** Die Umfrage

SHSG

- 42** Ressort International
- 44** SHSG Summer School

Kompakt

- 46** prisma empfiehlt
- 47** prisma vor 51 Jahren
- 48** Gewinnspiel
- 49** Kallax-Regal
- 50** Zuckerbrot und Peitsche
- 51** Gerücht

Eine preisgünstige Bleibe für Studierende

Auf dem Areal der ehemaligen Stadtsäge ist eine neue Überbauung geplant. Bei Realisierung des Projekts würde ein Grossteil der neuen Wohnungen Studenten zur Verfügung stehen. Was hat es mit diesen Studentenwohnheimen auf sich?

Die Wohnungsnot für Studenten sei schon lange ein Problem, wenn auch nicht für alle ein gleichermassen grosses, sagte Stephan Gmür, Präsident der Stiftung Studentenwohnungen der Universität St. Gallen, gegenüber dem Tagblatt. «Wir brauchen vor allem Wohnraum für Austauschstudenten, die nur für kurze Zeit nach St. Gallen kommen.» Während reguläre Studenten dank des vergleichsweise hohen Wohnungsleerstands in St. Gallen relativ einfach eine Wohnung oder WG finden, sei dies bei Austauschstudenten schwieriger.

Die Stiftung Studentenwohnungen verfolgt gemäss der Stiftungsurkunde den Zweck, eine «günstige Wohnungsvermittlung für Austauschstudierende» zu gewährleisten. Die SHSG hat sich an der Stiftungsgründung mit 200 000 Franken beteiligt, da sie weder die Professionalität noch Kapazitäten hatte, um den Wohnungsmarkt selbst zu bearbeiten. Die Liegenschaften sind zweckgebunden und gehörten ursprünglich der SHSG. Diese stellt selbst zwei Stiftingsmitglieder und ist bei strategischen Entscheiden involviert.

Unterschiedliche Studenten leben zusammen

Eine eigene Immobilie besitzt die Stiftung an der Langgasse 49 inklusive zusätzlich gemieteten Wohnungen in der Stadt. Ziel ist es, in Zukunft nicht mehr Wohnungen zu mieten, sondern eigene Immobilien zu verwalten. Grund dafür ist der teilweise schlechte Zustand der von der Stiftung gemieteten Wohnungen – das Verhältnis von Preis und Leistung stimmt nicht. Zudem besteht das Problem, dass die Wohnungen nur für etwa acht Monate im Jahr an Austauschstudierende vermietet werden können, für die Stiftung fallen jedoch trotzdem Kosten für zwölf Monate an.

Diese Problematiken haben gezeigt, dass ein eigenes Studentenwohnheim her muss – etwas Konkretes steht jedoch noch nicht fest. Der Fokus soll auf den Austauschstudenten liegen, sie sollen günstige Wohnungen beziehen können. Wie das ausgestaltet werden soll, sorgt momentan noch für Diskussionen. Es gibt zwei Möglichkeiten: Erstens Wohnungen mit jeweils einem Hauptmieter, welche diese an Unter-

mieter weitervermieten. Dabei gibt es eine Küche, ein Badezimmer und einen Wohnraum, welche gemeinsam genutzt werden könnten. Die zweite Möglichkeit wäre das Modell aus den USA zu übernehmen. Die Studenten wohnen in einem eigenen Appartement mit einem eigenen Bad. Lediglich die Küche wird geteilt. Einen Aufenthaltsraum würde es nicht geben. «Ich sehe die Zukunft mehr in der ersten Möglichkeit, auch aufgrund der tieferen Mietpreise», meint Yannik Breitenstein, Präsident der SHSG.

Überbauung geplant

Auf dem Areal der ehemaligen Stadtsäge ist nunmehr von der Ortsbürgergemeinde eine Überbauung geplant. Bei der Realisierung des Projekts soll ein Grossteil der neuen Wohnungen für Studenten zur Verfügung stehen. Im Jahr 2020 könnten dann mindestens 150 Studenten an der Steingrüblistrasse 26 in St. Gallen einziehen. Es wäre die erste Studentensiedlung der Stadt. Sie soll eine Mischung aus Studierenden der Universität, der Fachhochschule und der Pädagogischen Hochschule beherbergen. Damit möchte die Ortsbürgergemeinde gemäss Wettbewerbsprogramm einen Beitrag leisten, um St. Gallen als Bildungsstandort zu stärken und indirekt auch den Fachkräftenachwuchs zu fördern. Die hohe Nachfrage nach «studentengerechten Wohnräumen» in St. Gallen sei durch Abklärungen nachgewiesen. Aktuell bestehe Bedarf für mindestens 400 Studenten.

Mit dem Bau eines Studentenwohnheimes soll Austauschstudenten zukünftig preisgünstiger Wohnraum geboten werden. (zvg)



Text

Alessandro Massaro

Von O14 zu O19 – die BWL Reform unter der Lupe

Die BBWL Reform bringt nicht nur die Digitalisierung, sondern auch einige heisse Diskussionen an die Universität St. Gallen. Was sie auf sich hat und mit sich bringt.

Seit Frühling 2018 in aller Munde – die Bachelorstudierenden mit der Vertiefung in Betriebswirtschaft sprechen über die neue Reform. Kaum ist die Freude über das bestandene Assessment etwas abgekühlt, stellt sich die Frage: was nun?

Das Wichtigste in Kürze: Ab Herbst 2019 wird das Curriculum des BWL Studiengangs geändert. Im Zuge der Ablösung der Ordnung 2014 (O14) durch die Ordnung 2019 (O19) werden neue Hauptfächer hinzugefügt, die jedoch mit weniger (vier statt sechs) ETCS gewichtet werden. Somit wird die Kursanzahl bei gleichbleibender Anzahl Credits erhöht, was das Curriculum anspruchsvoller macht. Die Hauptfächer, so wie man sie bisher kennt, werden in dieser Form nicht mehr weiter angeboten – alle neun müssten also noch im Studienjahr 18/19 absolviert werden. Folglich stehen die Studierenden vor der Qual der Wahl: im alten System bleiben oder sich mit dem neuen befassen?

Warum das Ganze?

Die Reform BBWL soll dazu beitragen, das akademische Niveau der HSG zu erhöhen. Hierzu wird zum ersten Mal seit langer Zeit Informatik wieder in die Kernfächer aufgenommen. Dies steht im Zusammenhang mit der Berufung der vier neuen IT-Professuren, welche per 1. August eingestellt wurden, der Gründung des neuen IT-Departments sowie der Einführung der neuen IT-School im kommenden Februar. Letztere wird bei positiv ausfallender Abstimmung gar vom

Kanton St. Gallen unterstützt. In diesem Fall würde die IT-School auch horizontal auf die verschiedenen Studiengänge ausgeweitet werden. BWL ist hiermit die erste Studienrichtung, bei der diese neue Informatikbewegung eingeführt wird. Ursachen sind die Digitalisierung und die heutzutage notwendigen IT-Skills, welche in einem solchen Studium nicht umgangen werden können.

Unendliche Wahlmöglichkeiten

Die HSG ist bekannt für ihr frei wählbares Curriculum – jeder kann sein Studium im Grossen und Ganzen frei gestalten und dies nicht nur in Bezug auf die Kurswahl, sondern auch auf den Belegungszeitpunkt. Möchte man nun im alten System weiterstudieren, ist man förmlich dazu gezwungen, alle Hauptfächer dieses Jahr abzulegen. Natürlich bietet sich die Möglichkeit, die Prüfungen ein (oder bei Krankheit zwei) Semester später zu schreiben, dies jedoch ohne Kursbesuch. Weiterhin sind Übungen der Fächer, welche bisher im fünften, respektive sechsten Semester belegt wurden, meist überfüllt, denn zwei Jahrgänge besuchen nun diese Kurse. Andererseits wird den Studierenden das zweite Jahr «entspannter» vorkommen: Nebst Wahlpflicht- und Fokusbereich-Fächern bleibt Spielraum für extrakurrikuläre Aktivitäten und Erfahrungen durch Praktika.

Ein Ausweg?

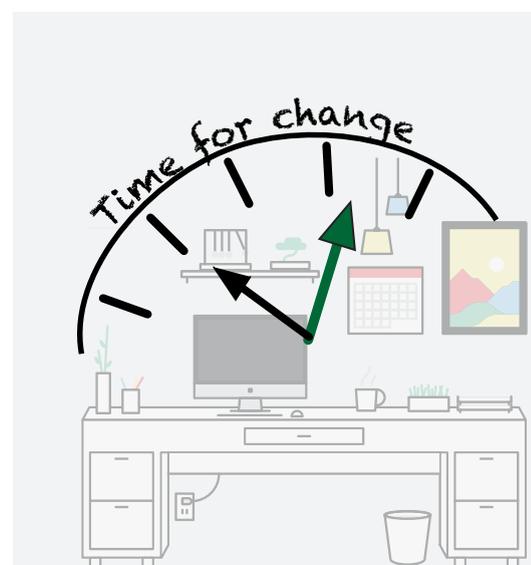
Für Neu-Bachelors, die sich weigern eine Entscheidung zu treffen, gibt es einige Möglichkeiten. Entweder

folgt man der Empfehlung der Universität oder aber man wählt einen Ausweg. Zum einen bietet sich das ISC und die Organisation des St. Galler Symposiums an – eine Möglichkeit, nebst wertvollen Erfahrungen zahlreiche Campus-Credits zu ergattern. Zum anderen kann man ein Jahrespraktikum bei einer externen Firma oder Unternehmen ablegen. Alle Studierenden werden aber die Möglichkeit haben, ihr Studium zu vollenden und von der neuen Reform zu profitieren, sei dies mit der neuen Kernfachkombination oder durch das erweiterte Angebot der Fokusbereiche.



Text/Illustration

Darya Vasylyeva



Welchen Lohn erwartest du?

Die Hälfte der HSGler erwartet gemäss der grossen prisma-Umfrage einen Einstiegslohn von über 80 000 Franken. Dabei haben Studentinnen deutlich tiefere Erwartungen als Studenten. Doch wie sieht die Realität aus?

Anfangs Jahr fragte das prisma die HSG-Studierenden in einer gross angelegten Umfrage, welchen Einstiegslohn sie erwarten. Das Ergebnis: Rund die Hälfte der knapp 700 Umfrageteilnehmer schätzen ihn auf über 80 000 Franken. Dabei sind die Erwartungen der Studentinnen deutlich tiefer: Während 62 Prozent der Männer von einem Einstiegslohn von über 80 000 Franken ausgehen, tun dies gerade mal 35 Prozent der Frauen. Weshalb ist dieser Unterschied so gross? Und wie hoch sind die Einstiegsgehälter von HSGlern tatsächlich? Um diese Frage zu beantworten, nehmen wir die Daten aus der Umfrage genauer unter die Lupe und suchen nach Erklärungen in aktuellen Forschungsergebnissen. Mit diesem Beitrag möchten wir unter den Studierenden eine wichtige Diskussion über Lohnerwartungen und Lohnverhandlungen anstossen. Dabei ein Hinweis vorweg: Eigentlich müsste jeder Aussage dieses Textes ein «tendenziell» oder ein «in der Regel» vorangehen, da diese natürlich nicht auf jede einzelne Frau beziehungsweise jeden einzelnen Mann zutreffen.

Einstiegslohn für HSG-Absolventen im Realitätscheck

Die Zahlen des Bundesamts für Statistik zeigen, dass die Erwartungen der Studierenden nicht überzogen sind, denn HSG-Absolventen vom Abschlussjahr 2016 verdienen ein Jahr nach Abschluss im Median 84 000 Franken (Bachelor), 89 000 Franken (Master) und 105 000 Franken (PhD). Wenn man davon ausgeht, dass sich der Bruttolohn innerhalb des ersten Jahres nach Studienabschluss nur geringfügig verändert, ist ein Einstiegslohn von mehr als 80 000 Franken somit relativ verbreitet. Auch über alle Schweizer

Universitäten hinweg gesehen, liegt der Lohn von Masterabsolventen in Wirtschaftswissenschaften mit 84 000 Franken über dieser Schwelle. Dabei verdienen Wirtschaftswissenschaftlerinnen schweizweit ein Jahr nach Masterabschluss 2 Prozent weniger als ihre männlichen Kollegen – was aber noch immer deutlich über den Erwartungen* der HSGlerinnen liegt. Woher kommt diese Negativ-Verzerrung der weiblichen Studierenden?

Die Auswertung der prisma-Umfrage ergibt, dass die HSGler einen signifikant höheren Einstiegslohn als die HSGlerinnen erwarten – selbst dann, wenn man die Verteilung der Umfrageteilnehmer auf Alter, Herkunft, Studienstufe, Studienrichtung oder angestrebte Branche berücksichtigt. Da die Lohnerwartung in Abstufungen von 20 000 Franken angegeben wurde (beispielsweise «60 000 bis 80 000 Franken») lässt sich der exakte Unterschied der Lohnerwartung zwischen Männern und Frauen nicht feststellen, dennoch bildet sich eine klare Tendenz ab.

Laut der prisma-Umfrage beeinflussen neben dem Geschlecht drei weitere Faktoren die Lohnerwartung von HSG-Studierenden erheblich: Die Lohnerwartung steigt einerseits mit zunehmendem Alter und andererseits mit der Wichtigkeit, die die Umfrageteilnehmer der Höhe ihres Einkommens zuschreiben. Zudem hängt ihre Lohnerwartung von der Branche ab, in die sie nach dem Abschluss einsteigen wollen. So erwarten Studierende mit den Berufszielen Consulting, Technologie, Banken und Versicherungen tendenziell mehr Lohn, als solche mit dem Berufsziel NGO. Das Geschlecht beeinflusst die Lohnerwartung jedoch durchgehend: Ist der Umfrage-Teilnehmer männlichen Geschlechtes, so sind seine Erwartungen deutlich höher als

jene des weiblichen Geschlechtes. Es folgen einige sich teilweise ergänzende Erklärungsversuche dafür.

Frauen haben andere Karriereziele – oder?

Eine mögliche Erklärung für den Unterschied in Lohnerwartungen ist, dass Frauen in ihrem Berufsleben andere Prioritäten setzen als Männer. So geben in der prisma-Umfrage 46 Prozent der Männer an, dass es ihnen sehr wichtig sei, viel zu verdienen, während dies nur 28 Prozent der Frauen tun. Diese Angabe korreliert auch stark mit der Lohnerwartung der Umfrageteilnehmer. Wem Geld wichtig(er) ist, erwartet einen höheren Lohn. Man könnte vermuten, dass HSGlerinnen sich daher für Branchen interessieren, in denen der Einstiegslohn bekanntlich tiefer liegt und sie daher grundsätzlich mit einem tieferen Lohnniveau rechnen. Dies bestätigt sich jedoch nicht in den Daten: Auch in den Branchen mit vergleichsweise hohem Lohnniveau haben die HSGlerinnen tiefere Lohnerwartungen. So erwarten Frauen, die ins Consulting möchten, durchschnittlich weniger Lohn als Männer mit demselben Berufsziel. Es ist jedoch anzunehmen, dass Frauen wie Männer im Consulting dieselben Arbeitsbedingungen haben – weshalb erwarten also nicht beide gleich viel Lohn dafür?

Den HSGlerinnen könnte das Einkommen zudem weniger wichtig sein, weil sie eine tiefere Flughöhe in ihrem Job anstreben, um andere Ziele zu priorisieren und dafür Einbussen beim Lohn akzeptieren würden. Ähnliche Befunde machte eine Harvard-Studie: Frauen berichteten von einer grösseren Anzahl Lebenszielen und schätzten eine «Machtposition» im Beruf als weniger erstrebenswert ein als Männer – was auch auf die Absolventen dessel-

ben MBA-Programms zutraf. Offen bleibt bei dieser Feststellung, woher die unterschiedliche Anzahl an Lebenszielen sowie deren Gewichtung herrührt.

Ein weiterer Grund für die tiefere Lohnerwartung der HSGlerinnen könnte sein, dass sie vergleichsweise weniger Informationen über die Höhe von Einstiegsgehältern eingeholt haben. So stellt auch Ines Danuser, Leiterin Student Career Services beim CSC der HSG fest, dass sich Studentinnen im Karrierecoaching «eher schwerer tun mit der Klarheit zur Lohnhöhe und zu Lohnverhandlungen». Das CSC empfiehlt, vor dem Lohngespräch gründlich zu recherchieren. Das zahlt sich aus, denn der Einstiegslohn ist oft wegweisend für die zukünftigen Gehälter. Über die Jahre kann ein Lohnunterschied von wenigen Tausend Franken mit dem Zinseszinsseffekt zu einer Differenz im sechsstelligen Bereich anwachsen. Wer bessere Informationen hat, kann eine klarere Position in der Lohnverhandlung einnehmen.

Frauen und der Mut, zu fordern

Dass Frauen tiefere Löhne erwarten, könnte zudem daran liegen, dass sie sich tendenziell unterschätzen und sich weniger zutrauen. Wies Bratby, Verhandlungscoach und Gründerin von «Women In Negotiation», ist nicht überrascht von dem Ergebnis der prisma-Umfrage: «Frauen haben viel öfter als Männer mit mentalen Barrieren zu kämpfen, wenn sie sich für ihre eigenen Interessen einsetzen müssen.» Dass Frauen weniger häufig verhandeln als Männer, zeigen auch die Ergebnisse einer Glassdoor-Studie: Während 48 Prozent der Männer angaben, ihren Lohn zu verhandeln, taten dies nur 32 Prozent der Frauen. Noch deutlicher war das Ergebnis bei MBA-Abgängerinnen der Carne-

gie Mellon University: Neben 57 Prozent der männlichen Abgänger verhandelten gerade mal 7 Prozent der weiblichen ihren Einstiegslohn. Harvard Business Review wie auch Bratby begründen dieses Verhalten damit, dass von Männern schon früh erwartet wird, zu verhandeln, Frauen jedoch nahegelegt wird, sich um die Interessen anderer zu kümmern, weshalb sie seltener üben, mehr zu fordern.

Zudem erzählt Bratby, dass sich Frauen öfters Sorgen machen, dass eine Verhandlung die Harmonie beeinträchtigt. «Die gute Nachricht», ist jedoch laut Bratby, «dass sich Lohnverhandlungen durchaus positiv auf das Verhältnis zwischen Mitarbeiterin und Vorgesetzten auswirken. Denn die Angestellten verschaffen sich mehr Respekt, indem sie für sich einstehen.»

Die Ergebnisse der prisma-Umfrage zu den Lohnerwartungen stehen im Einklang mit zahlreichen Studien, die die Beobachtung machten, dass Frauen vor Berufseintritt durchschnittlich tiefere Lohnerwartungen haben als Männer – auch unter Berücksichtigung von Studienrichtung, akademischer Leistung und Karriereprioritäten. Nicht selten werden Unterschiede in Lohnerwartungen mit der geschlechtsspezifischen Lohnungleichheit in Verbindung gebracht. Die möglichen Gründe für die tiefere Lohnerwartungen von Frauen sind zahlreich und die in diesem Artikel angesprochenen Erklärungsversuche decken wohl nur einen Teil davon ab. Dennoch hoffen wir, mit diesem Beitrag Studentinnen, aber auch Studenten, motiviert zu haben, ihre Lohnerwartungen kritisch zu hinterfragen und vor dem Unterschreiben des nächsten Arbeitsvertrags nochmals nachzuhaken.

Tipps zum Lohngespräch vom CSC (Career and Corporate Services, HSG) und Karrierecoaches

- Recherchiere im Voraus gründlich. Zum Beispiel auf Webseiten wie lohnrechner.ch, glassdoor.ch, bfs.admin.ch und salarium.ch. Informiere dich zudem im Freundes- und Studienkreis und höre dich in der entsprechenden Branche um.
- Lege für dich persönlich eine Untergrenze sowie einen klaren Zielwert fest. Diese innere Klarheit ist entscheidend bei der Verhandlung.
- Unterscheide klar zwischen Bruttolohn, Nettolohn und Benefits. Frag nach.
- Bedenke, dass es je nach Region und Branche grosse Unterschiede geben kann.
- Übung macht den Meister! Bereite deine Antwort auf die Lohn-Frage vor und nutze jede Gelegenheit, dich im Verhandeln zu üben.



Text

Eveline Fenk & Fenja Persello

Datenanalyse

Johanna Danner

Illustration

Linda Odermatt

*

In der prisma-Umfrage wurde nicht spezifiziert, ob sich der Einstiegslohn auf jenen nach dem Bachelor- oder dem Master-Abschluss bezieht. Wir gehen jedoch davon aus, dass sich die Studierenden grösstenteils auf den Masterabschluss beziehen. Dass die Studienstufe zudem keinen Einfluss auf die Lohnerwartung hat, bestätigt diese Annahme.

Zusätzliche Informationen zur Methode sowie den Quellen findest du unter: www.prisma-hsg.ch



Stiftung prisma



1.

Terronia

Teig und Rand

Terronias Teig war einwandfrei gebacken, sehr dünn und knusprig. Zudem stand die Grösse des Randes in perfektem Verhältnis zum restlichen Teig.

Belag

Die frischen Pilze waren ein grosses Plus, die Pizza war allerdings ein wenig zu ölig. Möglicherweise lag das auch daran, dass der Käse nicht ganz so hochwertig war wie bei den anderen Pizzen. Insgesamt war das Verhältnis der Zutaten aber das beste im Test.

Lieferung

Für den hungrigen Studenten ist Terronia aufgrund der Lieferpünktlichkeit ideal. Der Service überzeugte durch Freundlichkeit, sodass sogar ein Trinkgeld gerechtfertigt scheint. Allerdings wird erst ab einem Bestellwert von 60 Franken geliefert.

Preis-Leistungs-Verhältnis

Mit Abstand das beste Preis-Leistungsverhältnis im Test. Die Pizza kostet gerade mal läppische 10 Franken und ist zudem noch überdurchschnittlich gross. Hier lohnt sich eine Bestellung besonders bei WG-Partys oder Vereinsanlässen.



2.

Stripped Pizza

Teig und Rand

Stripped Pizza überzeugte durch einen dünnen Teig mit einem knusprig braun gebackenen Rand, welcher das Herz jedes Pizza-Liebhhabers höher schlagen lässt.

Belag

Einzigartigkeit wird bei Stripped Pizza gross geschrieben. So waren die Zutaten durchgehend originell und frisch. Minuspunkte gibt es für die unregelmässig verteilte Tomatensauce, die das Geschmackserlebnis etwas trübte.

Lieferung

Momentan bietet Stripped Pizza noch keine Lieferung an. Es ist jedoch zu erwarten, dass bald über eat.ch bestellt werden kann. Ansonsten ist beim Take-Away Eile angesagt, um in den vollen Genuss einer warmen Pizza zu kommen. Der Service vor Ort überzeugte.

Preis-Leistungs-Verhältnis

Der nicht sehr studentenfreundliche Preis (18 bis 24 Franken pro Pizza) wird durch die qualitativ hochwertigen Zutaten teilweise ausgeglichen, wodurch der Student möglicherweise gerne etwas tiefer in die Taschen greift. Langfristig stellt Stripped Pizza aber keine Pizza dar, die man sich jeden Tag gönnen kann.

hat getestet



Text/Bilder

Jana Pensa, Laura Rufer, Niels Niemann & Alex Marchese



3.

Amici

Teig und Rand

Der Teig von Amici war ein wenig dick, der Rand fast einen Tick zu dunkel aber durchaus knusprig. Insgesamt ein klassischer Pizzateig, wie man es von einer bestellten Pizza erwartet - nicht mehr und nicht weniger.

Belag

Amici hat beim Belag nicht gespart. Allerdings war es fast ein bisschen zu viel. Die Pizza war dadurch eher mastig und nahrhaft. Ein grosser Teil vom Belag fiel beim Test sogar von der Pizza herunter. Manchmal ist es bei einer Pizza wie beim Lernen - weniger ist mehr.

Lieferung

Die Lieferung war ein wenig zu spät, allerdings noch in einem durchaus akzeptablen Rahmen. Der Service war dafür sehr freundlich, sodass sich das Warten im Nachhinein als nicht allzu schlimm herausgestellt hat.

Preis-Leistungs-Verhältnis

Ein faires Preis-Leistungsverhältnis - die Pizza kostet 18 Franken inklusive Getränk und man wird definitiv satt. Nur die Pizza von Terronia war ähnlich gross und sättigend. Für einen Franken mehr gibt es sogar einen Salat dazu, falls es den Körper doch mal nach Vitaminen dürstet.



4.

dieci

Teig und Rand

Für den auf den Punkt gebackenen Teig, kriegt dieci Pluspunkte. Auch der Rand war nicht zu verachten.

Belag

Vom Belag her konnte die dieci Pizza nicht ganz überzeugen. Die Zutaten waren grösstenteils geschmacksneutral und so schmeckte die Pizza insgesamt etwas fad. Zudem war die Pizza ein wenig zu ölig, was für den gesundheitsbewussten Studenten ein klarer Minuspunkt ist.

Lieferung

Die Lieferung war sehr pünktlich, die Bestellung professionell. Die Webseite von dieci war wohl die übersichtlichste und durchdachtste im Test.

Preis-Leistungs-Verhältnis

20 Franken - ein eher hoher Preis für eine Pizza, insbesondere für einen Studenten. Ein Getränk ist da noch nicht mal dabei. Dafür profitiert man bei dieci von Konsistenz und einer überdurchschnittlich grossen Auswahl an Zutaten.



Auch die Familie des Berggasthauses macht sich auf die Suche nach einem neuen Zuhause. (zvg)

Wenn wir zu Hause an Heimweh leiden

Mit dem Verlassen des Elternhauses und dem Schaffen eines neuen «Daheims» befinden wir uns oft in einem Chaos der Gefühle: Sind wir überhaupt noch irgendwo zu Hause?

Dieses Semester wird alles anders.» Wer kennt es nicht? Am Rosenberg werden im September bestimmt mehr neue Vorsätze getroffen als wenige Sekunden vor Silvester. Dabei scheint es in den ersten Tagen auch immer so einfach zu sein: Denn wenn wir ehrlich sind, verbringen wir weitaus weniger Stunden im Vorlesungssaal der Universität als damals auf der Schulbank der Kanttonsschule. Dazu kommt, dass wir nun endlich unsere Kindheitsträume erfüllen dürfen, oder wenigstens diejenigen mancher Eltern. Sowieso zeigt die Rückkehr an die Uni nach den Semesterferien immer wieder, wie wir uns hier doch eigentlich ganz wohl fühlen. St.Gallen mag zwar klein sein und das Wetter lässt

oft zu wünschen übrig, doch auffallend viele Studenten lauern hier gerne auch noch nach dem Ablegen aller Kurse herum. Eine Bachelorarbeit lässt sich natürlich nicht so gut zu Hause schreiben – sagen wir uns zumindest.

Heimat im Bratwurst-Land

Ob wir es bewusst wahrnehmen, oder doch erst realisieren, wenn wir schon wieder weg sind: im Verlaufe der Zeit bauen wir für diese eigenartige Stadt, deren ganzer Stolz einer Bratwurst gewidmet ist, heimatliche Gefühle auf. Leicht unangenehm kann der Moment doch sein, wenn während des Znacht mit Mama und Papa zum ersten Mal unbewusst erklärt wird, dass man heute noch «nach Hause» gehe.

Doch Vorsicht: Nur nach wenigen Tagen wird das wohlige Gefühl des Wiederankommens in St.Gallen gedämpft. Die ersten Abgabetermine ziehen an den Nerven, die Bibliothek löst schon lange vor der EWS-Abgabe bei manch einem Platzangst aus und von links bis rechts wird von den Medien vorwurfsvoll mit dem Zeigefinger auf die Alma Mater gezeigt. Die altbekannten Vorurteile der HSG machen es uns auch nicht besonders leicht, auch gegen aussen stolz auf unsere Universität sein zu dürfen – denn das wäre ja arrogant. Und wie reagiert die selbstsichere Menschheit wenn sie sich beobachtet oder bedroht fühlt? Einen kurzen Blick auf manche Staatspräsidenten liefert die Antwort schnell: Wir bauen Mauern. Das Heimfahren am Wochenende,

den HSG-Pulli in St. Gallen lassen oder das Belächeln der St. Gallischen Eigenheiten. Dieses «Nicht-zu-nah-heranlassen» macht es schliesslich nach dem Abschluss auch wieder einfacher zu gehen, oder auch gehen zu müssen.

Wir sind nicht die Einzigen

Dieses innerliche Gefühlschaos von «sich in St. Gallen zu Hause fühlen» und die Stadt immer wieder mal verlassen zu wollen, um «nach Hause» zu fahren, führt zusammen mit dem schnell wachsenden Berg von Verpflichtungen rasch wieder zum Drang nach sommerlicher Einfachheit. Doch keine Angst, die Uni kennt uns. So wurde bereits schon in der zweiten Semesterwoche vom Sportbüro der Ebenalp-Lauf mit Dreigang-Menü angeboten: eine Wanderung mit Unisport. Diese Möglichkeit lässt man sich als Student nicht nehmen, man hat schliesslich auch gerade ganze vier Tage ununterbrochen an seiner Arbeit gefeilt und eine Pause von den Kaffeepausen muss man sich ja auch mal gönnen.

Die Fahrt durch das Appenzel-erland bot mit den grünen Hügellandschaften, den alten Bauernhäusern und den zahlreichen Kuhweiden das perfekte Bild der Schweiz. Doch so schön wie es auch aussehen mag – wie heimelig kann eine Region sein, wenn das Aufrechterhalten dieser Idylle seit Jahren für Unmut und Urteil sorgt? Dutzende Vorschriften der Kommission für Heimatschutz regeln die Einpassung allfälliger neuer Häuser in das sogenannte «Orts-, Landschafts-, und Strassenbild» der Ortschaft. Wovon wird die «Heimat» geschützt? Vor der Anpassung eines Bildes, welches die Schweiz auf eine alpine Kuhlandschaft samt Heidi und dem Schellenursli limitiert? Den Touristen aus aller Welt scheint es jedenfalls zu gefallen: Tausende Naturliebhaber schwitzen sich den Berg hoch, um oben auf dem Gipfel vom berühmten Aescher Berggasthaus ein Foto zu knipsen, welches dank einer Titelseite von «National Geographic» über Nacht zur Berühmtheit wurde. Das mit «Sönd

wöllkomm i ösem heemelige Beg-gaschthuus» beschriftete Schild wird allerdings in Kürze abgenommen; die Familie Knechtle, die das Berggasthaus seit 31 Jahren betreibt, gab im August ihre Kündigung bekannt: zu gross wurde der Ansturm der Touristen. Wo bleibt der Heimatschutz?

So beginnt für die junge Familie mit der Suche nach einem neuen Zuhause eine neue Ära, hoffentlich ohne das Surren einer Drohne, die wie bisher um sechs Uhr morgens am Schlafzimmer vorbeizischte. Sicher ist aber, dass sich das neue Heim der Familie, wie auch bei uns, nach relativ kurzer Zeit nach zu Hause anfühlen wird. Doch die Grenze zwischen «zu Hause sein» und «Heimweh haben» wird noch jahrelang verschwommen bleiben. Wir kennen es.

Text



Jessica Eberhart



Studenten Special

Mo. – Fr.
10 CHF*

STUDENTS @ KITAG CINEMAS

Mit dem Kinodeal erlebst du grosse Blockbuster zum kleinen Preis.*

* Angebot gültig für reguläre Nachmittags- und Vorabendvorstellungen (13:00 bis 18:00 Uhr) von montags bis freitags in den KITAG CINEMAS Cinedome und Scala St. Gallen sowie Maxx Winterthur. Einlösbar an der Kinokasse gegen Vorweisen eines gültigen Studentenausweises. Ausgenommen sind geschlossene Vorstellungen, Vorpremieren und Specials sowie 3D-Brillen. Nicht kumulierbar mit anderen Vergünstigungen, Bons oder Coupons.

Ein literarischer Kunstrundgang

Beim Umzug auf den Rosenberg 1963 bemühte man sich, den Studierenden einen Raum für Begegnung sowie kulturelle Weiterbildung zu bieten, ohne aufdringlich zu sein. So sind in die architektonischen Strukturen der HSG zahlreiche Werke renommierter Kunstschaffender eingebaut – so diskret, dass sie dem vorbeieilenden Studierenden kaum auffallen dürften. Ein Leitmotiv ist hierbei stets die Integration von Kunst in den universitären Alltag sowie eine dennoch praktikable Verwendung von Platz.

Bei den meisten Kunstwerken auf dem Campus handelt es sich um Schenkungen oder Leihgaben, über deren Annahme die Kunstkommission der HSG entscheidet.

Für Kunstinteressierte empfehlen sich, neben dem hier abgebildeten Kunstplan, die Kunstführungen vom studentischen Kunstverein proArte sowie die App Kunst@HSG.

1

«happiness is expensive» – Dieser leuchtende Schriftzug vermag den einen oder anderen Studierenden zum Nachdenken anzuregen. Alejandro Díaz, der Erschaffer des in der Form eines Torbogens gestalteten Spruchs, lässt viele Deutungen zu. Als Mexikaner und US-Amerikaner spricht er den «American Dream» an, den Latinos mit ihrem Umzug in die USA zu erreichen hoffen. Dabei stellt sich die Frage nach dem Preis, den die Auswanderer für dieses Glück bezahlen müssen und inwiefern sich diese Heimatflucht infolgedessen auszahlt. Er stellt damit ein in vielen Köpfen und Kulturen bestehendes Ideal in Frage und führt zur kritischen Reflexion, ob «glücklich sein» auch ohne Geld oder Opfer zu erreichen ist.

2

Wenn der Kunstinteressierte im Hauptgebäude in Richtung Bibliotheksgebäude weiterläuft, sticht ihm das Werk von Roman Signer ins Auge, welches so manchen an Kunst zweifeln lässt. Was genau versucht uns der Schöpfer hier zu vermitteln? Der Appenzeller Roman Signer (*1938) ist einer der wichtigsten zeitgenössischen Kunstschaffenden der Schweiz. Im Hauptgebäude läuft eine Installation aus 14 seiner Videoarbeiten. Auf diesen ist der Künstler oft selbst zu sehen; gefilmt werden sie häufig von seiner Frau. Signer fällt dadurch auf, dass er oft mit Dynamit arbeitet und ein Grossteil seiner Installationen die tragische und humorvolle Seite der Existenz beleuchtet. Trotz früher Erfolge auf Bundesebene blieb die internationale Anerkennung bis in die 90er-Jahre aus. An der HSG ist insbesondere das Video berühmt, in welchem sich Signer in einem Kajak einen Landweg entlang schleifen lässt.

5

4

2

1

3

4

3

Im Erdgeschoss des Hauptgebäudes steht ein Werk von Joan Miró. Vermutlich ist vielen Studierenden nicht bewusst, dass der bekannte spanische Künstler an der Universität ausstellt – obwohl er mit seinem 30 Meter langen Keramikfries, welche an fernöstliche Schriftzeichen erinnert und mit bunten Farbflecken akzentuiert ist, prominent vertreten ist. Ganz im Sinne Mirós ist das Kunstwerk aus keiner Perspektive vollständig sichtbar, sondern wird zu jedem Zeitpunkt von Pfeilern oder aber dem Treppenhaus unterteilt. Er wollte nicht, dass man das Kunstwerk in seiner Gesamtheit wahrnehmen kann, vielmehr soll der Betrachter es sich selbst erarbeiten.

Gehen wir im Hauptgebäude einen weiteren Stock nach oben, so entdecken wir hinter den Stühlen in der Lesezone einen unbetitelten Wandteppich von Pierre Soulages. Dieser zeigt, ähnlich wie das Kunstwerk von Díaz, eine Divergenz zwischen Material und Inhalt auf. Obwohl die groben Pinselstriche sehr spontan und energetisch wirken, zeigt ein näherer Blick auf das Material, dass an diesem Bild vermutlich nichts Spontanes existiert, sondern jeder Farbton und jeder Übergang in sauberster Feinarbeit geplant wurde – denn der Wandteppich wurde gewoben.

5

In der Mitte des Treppenhauses im zweiten Stock des Hauptgebäudes dreht sich ein Mobile des amerikanischen Bildhauers Alexander Calder. Das filigrane Gespinnst bestehend aus primärrotem Stahlblech nimmt das Licht auf, welches über das Gestänge und die dreieckigen, trapezförmigen bis ovalen Scheiben hinuntertropft. Im Mobile fand Calder eine Möglichkeit, die Bewegungsabläufe nicht von vornherein festzulegen, sondern sie vom Zufall bestimmen zu lassen.

Text



Caroline Heuwing

Die Elite-Plattform

Es ist entschieden: Der neue Studynet-Anbieter heisst Canvas. Die Plattform wird auch von Elite-Universitäten wie Stanford und Yale genutzt, liegt jedoch preislich weit über dem Vorgänger frontier.

Der Weg zur neuen Lernplattform war lang und steinig. Eigentlich sollte die gesamte Universität ab dem Herbstsemester 2018 auf die frontier-Nachfolgeplattform ItsLearning migrieren, doch dann kam alles anders. Der Anbieter «Canvas», der vor allem im angelsächsischen Raum sehr präsent ist, hat die öffentliche Ausschreibung der HSG gewonnen. Überzeugt haben vor allem die technischen Features und Schnittstellen von Canvas: Über die Plattform sollen Mails abgewickelt, Videokonferenzen geführt und Kursmaterialien «on the go» zugänglich gemacht werden können. Durch einfache Bedienung sollen Studierende intuitiv navigieren können.

Kleiner Fisch im grossen Teich

«Die Entscheidung zwischen Canvas und ItsLearning ist uns nicht ganz leicht gefallen. Es stellte sich

mitunter auch die Frage, ob man lieber ein kleiner Fisch im grossen Teich oder ein grosser Fisch im kleinen Teich sein will», sagt Jacqueline Gasser-Beck, Leiterin des Teaching Innovation Lab. Denn mit Canvas setzt man auf den gleichen Anbieter wie weltbekannte US-amerikanische Universitäten. Trotz begrenzter Einflussmöglichkeiten auf neue Plattform-Features hat die HSG dank des offenen technischen Standards die Möglichkeit, die Plattform ihren Bedürfnissen anzupassen. Dies schlägt sich auch im Preis nieder. Für Canvas soll gemäss zuverlässigen Quellen pro Studierenden rund doppelt so viel ausgegeben werden wie mit der bestehenden Plattform frontier.

Das grösste Problem mit Canvas ist nicht die Plattform selbst, sondern die Überzeugungsarbeit, welche geleistet werden muss, um die

Dozierenden an Bord zu holen. Laut Gasser-Beck seien einige Innovatoren von Anfang an Feuer und Flamme gewesen, während sich andere gegen ein neues LMS, welches technisch schier unbegrenzte Möglichkeiten bietet, eher kritisch geäussert haben. Die Befürchtung: Vertrauliche, im Rahmen der Vorlesung geäusserte Informationen und Meinungen würden an die Öffentlichkeit gelangen und somit die Preisgabe von unternehmensinternen Geschichten und persönlichen Meinungen einschränken.

Auch Florian Wussmann, studentischer Vertreter im Projektleitungsausschuss für die neue Lernplattform, sieht das grösste Problem darin, dass die Dozierenden sich weigern, die von der Plattform gebotenen Möglichkeiten zu nutzen. «Die grösste Herausforderung wird es sein, skeptische Dozierende von der einfachen Bedienbarkeit der Plattform und deren Chancen für die kontinuierliche Weiterentwicklung der Lehre zu überzeugen.»

Ehrgeiziger Zeitplan

Innerhalb eines Jahres soll Canvas voll funktionstüchtig sein und alle Kurse über die Plattform abgewickelt werden. Dies ist laut Jacqueline Gasser-Beck äusserst ehrgeizig: «Andere Universitäten brauchen für die Integration drei Jahre, wir wollen es in einem schaffen.» Sodann soll Canvas für alle Studierenden der HSG im Herbstsemester 2019 eingeführt werden. Es bleibt zu hoffen, dass die Plattform nach dem aufwendigen Prozess hält, was sie verspricht.

Canvas ist teuer, soll jedoch sein Geld dank technischer Features wert sein. (zvg)





Unlock your career

Der HSG Legal Day und die HSG Banking Days sind bereits Vergangenheit. Nach dem Break finden die HSG Consumer Goods and Retail Days und der HSG Industrial Day sowie die Lange Nacht der Karriere statt.



Besuch unsere Website

13./14. November 2018

HSG Consumer Goods and Retail Days

Coca Cola, Aldi, Danone, Rivella, Unilever, PVH (Tommy Hilfiger, Calvin Klein & Heritage Brands) und L'Oréal sind dieses Jahr dabei und du hast die einmalige Möglichkeit, dich mit ihnen bei Workshops, Interviews oder Präsentationen zu vernetzen. Finde heraus, welches Unternehmen zu dir passt.

15. November 2018

HSG Industrial Day

Auch am HSG Industrial Day können sich die teilnehmenden Unternehmen sehen lassen: Airbus, Bühler, Hilti, Mettler Toledo und Trumpf sind dieses Jahr vertreten. Hier hast du die Möglichkeit, Expertinnen und Experten aus verschiedenen Unternehmen kennen zu lernen. Sei es bei den Workshops, Interviews oder beim CV-Check (Trumpf), Speed Dating (Bühler) oder dem Company Insight (hier stellt sich jedes Unternehmen in einem 5-minütigen Pitch vor).

Willkommen an der Langen Nacht der Karriere

Die Lange Nacht der Karriere findet am 22. November 2018 zeitgleich an 13 Universitäten statt und ist ein Karriereevent der anderen Art: Spielerisch, locker und voller spannender Themen und ReferentInnen. An der Langen Nacht der Karriere kannst du verschiedene Unternehmen kennen lernen,

dich Wettbewerben stellen, Referate besuchen, deinen CV checken und dich mit gutem Essen versorgen lassen. Für jede und jeden ist an diesem Abend etwas dabei. Lass dich für Themen, neue Ideen und deine ganz persönliche Karriere inspirieren.

Karriere-Beratung und Workshops beim CSC

Unsicher, wohin es nach dem Studium gehen soll? Die Bewerbungsunterlagen auf Vordermann bringen? Sich ganz konkret für ein Interview vorbereiten oder kurz eine Frage zum CV stellen? Das Career & Corporate Services (CSC) ist Ansprechpartner für alle Fragen rund um die Karriere. Für dich haben wir wiederum ein Paket an Workshops zusammengestellt, bei dem für wirklich jeden etwas dabei ist! Das gesamte Angebot findest du auf www.my.hsgcareer.ch oder einfach im Career Center (im A-Gebäude in Richtung B-Gebäude).

HSG Career Days im Herbst

Bis zum 28. Oktober 2018 kannst du dich für die HSG Consumer Goods and Retail Days www.cgrdays.unisg.ch und den HSG Industrial Day www.industrialday.unisg.ch bewerben. Die Bewerbung erfolgt ausschliesslich über www.my.hsgcareer.ch.

Lange Nacht der Karriere

Am 22. November 2018 findet die Lange Nacht der Karriere mit spannenden Themen, ReferentInnen und Unternehmen im Hauptgebäude statt. Vorbeikommen und inspirieren lassen: <http://hsg.inoc.ch>



Expats sind Menschen, die durch ihre Erfahrungen oftmals ein neues Verständnis des Begriffs «Heimat» erhalten. (zvg)

Als Aussenseiter eine Heimat finden

«Expats» haben ihr vertrautes Heim verlassen und leben in einer ihnen komplett fremden Kultur. Dabei heben sie sich von den Einheimischen ab, sind automatisch Fremde. Kann man da trotzdem eine neue Heimat finden?

Beim Begriff «Migrant» denken wir an einen Armen, der in ein reiches Land geht, um dort zu leben und zu arbeiten und auf eine bessere Zukunft hofft. Vielleicht denken wir sogar an einen Flüchtling, der gezwungenermassen in der Ferne einen Neuanfang wagt. Ein «Expatriate», kurz Expat, ist aber vereinfacht gesagt ein Reicher, der in ein fremdes, oftmals armes Land geht, um dort zu leben und zu arbeiten. Diese «reichen Migranten» sind üblicherweise Menschen mit einer universitären Ausbildung oder sonstigen speziellen Fähigkeiten, welche in Entwicklungsländern nachgefragt werden. Beispiele dafür sind Ärzte in Krisengebieten, Englischlehrer in unterschiedlichsten Ländern oder ausländische Manager in Weltmetropolen.

Der Begriff Expat liegt im Trend, ist sehr en vogue. Eine Bezeichnung, die für uns eher abstrakt klingt, sich aber doch von herkömmlichen Begriffen wie Migrant oder Auswanderer unterscheidet. Doch wer sind diese Expats? Wer sind die Menschen, die sich hinter dem Begriff verstecken?

Unterschiedliche Ziele, ähnliche Herausforderungen

Sie haben die verschiedensten Motivationen und leben in den unterschiedlichsten Ländern. Leute, die sich sozial engagieren, Missionare im Dienste Gottes, Menschen, die in der Ferne eine bessere Zukunft suchen. Sie alle sind Expats.

Ob ihr Ziel erreichen, steht bei ihrer Abreise noch in den Sternen. Was jedoch vorhersehbar ist, sind Schwierigkeiten und Herausforderungen, die auf einen Expat zukommen werden. Wer als Immigrant in eine neue Umgebung kommt, fällt auf. Sei es, weil er die Sprache nicht spricht, die Verkehrsregeln nicht kennt oder schlicht, weil er seinen Reis auf eine andere Art und Weise isst. Er fällt auf, vermutlich nicht nur wegen seiner Verhaltensweisen, sondern auch wegen seines Aussehens und seiner Denkweise. Ist es nun für solch einen Aussenseiter möglich, seine neue Bleibe bald Heimat zu nennen? Was verstehen sie überhaupt unter dem Begriff Heimat? Wir fragen nach.

Eine Weltenbummlerin mit Herz

Astrid Kühne ist Mitgründerin des im Jahre 2011 gegründeten gemeinnützigen Vereins «School4Life», welcher in den vergangenen sieben Jahren Eindrückliches geleistet hat: In Kenia haben sie eine Schule und einen Kindergarten für 800 Waisen und bedürftige Kinder, ein Waisenhaus sowie eine Schule für behinderte Kinder aufgebaut und stellen seither eine der wertvollsten Ressourcen des westkenianischen Dorfes Kimilili dar.

Nun ist Astrid mit ihrer Familie aus Zürich in Kenias Hauptstadt Nairobi umgezogen. Nach einigen bürokratischen und organisatorischen Umständen haben sie sich bereits gut eingelebt. Als blonde, weisse Frau fällt Astrid natürlich auf. Sie lebt in einer Gesellschaft, in welcher sich Integration schon aufgrund des Aussehens als sehr schwierig erweist. Trotzdem bemüht sich Astrid, die Nationalsprache zu lernen, um die lokalen Einwohner nicht nur im Alltag, sondern auch ihre Mentalität besser zu verstehen. Die Menschen mit Respekt zu behandeln ist gemäss der ge-

bürtigen Deutschen ein weiterer wichtiger Schritt zur Integration. Das hört sich selbstverständlich an, jedoch gehört eine hierarchische Gesellschaftsordnung in Ländern wie Kenia zum Alltag. So wurde die Babysitterin Claire herzlichst in die Familie aufgenommen, und Astrid und ihr Mann geben als Eltern zu erkennen, dass sie ihre Arbeit ungemein schätzen. Dabei sehen auch andere Locals, wie gut Claire behandelt wird, was wiederum die Akzeptanz der ausländischen Familie erhöht.

In Afrika wird Astrid mit vielen kulturellen Unterschieden konfrontiert. Der grösste ist vermutlich das kenianische Zeitmanagement. Bei einem Meeting, welches um 10 Uhr vereinbart wurde, erst um 12 Uhr aufzukreuzen ist völlig normal. Die europäische Mentalität «Zeit ist Geld» wird auch während des Meetings nicht spürbar, in welchem gerne um den heissen Brei geredet wird und alles (zu) sehr auf einen Konsens ausgerichtet ist. Die deutsche Direktheit ist für die Kenianer eine völlig neue Erfahrung.

Was Astrid in ihrer Zeit im Ausland gelernt hat, kann in einem Imperativ prägnant ausgedrückt werden: Leg den Fokus auf die Menschen! Wenn man seine Aufmerksamkeit auf den Menschen legt, der vor einem sitzt, kann man mit wenig viel bewegen – egal ob ein Bauer, ein hoher Politiker, ein Manager oder ein Verkäufer im Supermarkt. Oftmals reicht ein offenes Ohr, um die Menschen zu unterstützen, neue Freundschaften zu knüpfen oder die Sichtweise eines Menschen zu verstehen, der so ganz anders scheint als du selbst.

Best of both worlds

Was die Irin Sinéad Dowling in der Schweiz bezüglich Zeitmanagement gelernt hat, könnte wohl nicht unter-

schiedlicher zur Erfahrung von Astrid in Kenia sein. «Wenn der Zug laut Plan um sechs nach abfährt, dann fährt er um Punkt sechs nach ab. Das musste ich erst lernen.» Vor fünf Jahren ist Sinéad, deren Namen als «Schneid» ausgesprochen wird, als Englischlehrerin in die Schweiz gekommen, um zu arbeiten. Trotz ihres gelegentlichen Heimwehs ist sie bis heute geblieben.

Auf die Frage, wie sie es sich in der Schweiz «heimelig» macht, erklärt sie, wie wichtig es für sie ist, die irische Kultur beizubehalten. So spielt sie regelmässig mit anderen Expats und Schweizern «Gaelic Football», eine der populärsten Sportarten in Irland. Auch ist sie Mitglied in einem irischen Fussballklub in Zürich. Sinéad findet es wichtig, in der Wahlheimat nicht zu vergessen, woher man kommt. Ihre Einstellung weiss sie mit einem Zitat der ehemaligen irische Präsidentin zu untermalen: «The immigrant's heart marches to the beat of two quite different drums, one from the old homeland and the other from the new. The immigrant has to bridge these two worlds, living comfortably in the new and bringing the best of his or her ancient identity and heritage to bear on life in an adopted homeland.»

Nebst der Pünktlichkeit bemerkte die 28-Jährige weitere kulturelle Unterschiede. Bei ihrer Ankunft war sie ziemlich schockiert über die Reserviertheit der Schweizerinnen und Schweizer. Sie vermisst die Wärme und Herzlichkeit der Irinnen und Iren und findet es bis heute schwierig in Kontakt mit Einheimischen zu kommen.

Nichtsdestotrotz gefällt es Sinéad hier. Sie zieht bald mit ihrem Freund zusammen nach Basel und hat auch dem Schweizerdeutsch eine Chance

gegeben. Jedoch gestaltete sich das Erlernen aufgrund der vielen verschiedenen Dialekte als sehr schwierig.

Die Vorstellung von Heimat hat sich während ihrer Zeit in der Schweiz stark verändert. Ihre Heimatstadt Dublin wird immer ihre «Heimat-Heimat» bleiben. Dort lebt ihre Familie, welche sie sehr vermisst. Doch macht es sie stolz, sagen zu können, dass die Schweiz ihre zweite Heimat geworden ist. Sie wird wohl nie wie eine waschechte Schweizerin auftreten, das möchte sie auch gar nicht. Stattdessen hofft sie, durch ihre irische Wärme die kühlen Schweizer etwas auftauen zu können.

Menschen, die etwas wagen

Durch die spannenden Erfahrungen der Expats erkennen wir, dass sich hinter dem Begriff Menschen wie wir verstecken. Was sie vielleicht von uns unterscheidet ist ihr Mut und die Offenheit, in ein fremdes Land zu reisen und dort zu leben; raus aus ihrem gewohnten Milieu, rein in die unbekannte Fremde. Es versteht sich von selbst, dass dies den Horizont ungemein erweitert. Dass es die Auffassung von der eigenen Heimat verändert, erkennt der Expat selbst vielleicht erst nach einiger Zeit. Auf jeden Fall fördern solche Erfahrungen im Ausland die Verständigung zwischen den Ländern und den Menschen weltweit. Dies wird in der globalisierten Welt immer wichtiger, nicht nur für den Menschen individuell, sondern auch für die Welt als Gemeinschaft, den Weltfrieden und die Umwelt.

Text

Alissa Frick



Der Respekt gegenüber anderen ist ein wichtiger Schritt zur Integration, hat Astrid Kühne erkannt. (zvg)

In ihrer Gaelic Football Mannschaft findet Sinéad Dowling ein Stück irische Tradition in der Schweiz. (zvg)





Gesund, genussvoll, zeitgemäss: Schweizer Milch und Milchprodukte passen in jede Mahlzeit.

Clever und vielfältig Darum ist Milch nicht ersetzbar

Dass Milch hilft, die Knochen zu stärken, ist heute allgemein bekannt. Doch sie kann noch viel mehr: Als Recovery Drink belebt Milch müde Muskeln. Und als prächtiges Nährstoffpaket macht sie eine gute Figur.

Milch und Milchprodukte sind clevere, zeitgemässe Lebensmittel. Sie bieten Abwechslung, passen in jede Mahlzeit und eignen sich bestens für unterwegs. Ihre gesundheitlichen Pluspunkte sind sowieso unschlagbar.

Für die Regeneration und eine gute Figur

Milch etabliert sich gerade als Recovery Drink: Nach dem Sport getrunken, hilft sie dem Körper, sich zu regenerieren. Milch nature gibt Flüssigkeit und repariert die Muskeln. Wer zusätzlich neue Energie braucht, greift am besten zur Schoggimilch. Milchtrinken unterstützt ausserdem eine schlanke Figur. Denn das Eiweiss sättigt gut und langanhaltend. Kalzium kurbelt die Fettverbrennung an und hemmt die Fetteinlagerung. Und noch ein Pluspunkt: Daten deuten darauf hin, dass der Konsum von Milch und Milchprodukten das Risiko für bestimmte Erkrankungen wie Bluthochdruck und Diabetes wahrscheinlich verringert. Damit bieten Milch und Milchprodukte Mehrwerte, die weit über die Versorgung mit Nährstoffen hinausgehen.

Drei Milchportionen am Tag

Für diese positiven Milcheffekte sind drei Portionen am Tag ideal: Ein frisches Jogurt nature mit Früchten zum Zmorger, Mozzarella-Scheiben

auf dem Salat zum Zmittag, ein Latte Macchiato zwischendurch – Milchprodukte passen einfach immer. Sie sind übrigens perfekt für mobile Leute: Dank bestimmter Eiweissstoffe verderben fermentierte Produkte wie Jogurt, Quark und Käse auch ungekühlt weniger schnell.

Milchverzicht ist unnötig

Natürlich kann man auch sogenannte Alternativen ausprobieren, ein Ersatz für Milch sind sie aber nicht. Eine Untersuchung der Berner Fachhochschule (BFH) zeigt, dass Pflanzendrinks weder natürlicher noch gesünder sind. Ihre Inhaltsstoffgehalte liegen meist viel tiefer als die von Milch. Insbesondere an hochwertigen Proteinen, essenziellen Aminosäuren, Kalzium und Vitaminen mangelt es. Dafür werden oft Zucker und Salz zugesetzt.



3 am Tag leicht gemacht

Unsere Rezepte zeigen, wie leicht sich eine Milchportion in einem Gericht verpacken lässt. Das tut gut und schmeckt gut.

swissmilk.ch/alltagsrezepte

Mehr erfahren?

Weitere Informationen und Tipps zu einer ausgewogenen Ernährung unter swissmilk.ch/gesund-essen



Gesund geniessen: einheimische, saisonale Lebensmittel konsumieren und pflanzliche mit tierischen Lebensmitteln kombinieren.



3 am Tag: ein Glas Milch, ein Becher Jogurt und ein Stück Käse. Das grosse Angebot einheimischer Milchprodukte bringt Abwechslung auf den Tisch.



Pflanzendrinks: Sie sind weder natürlicher noch gesünder. Sie können zwar Abwechslung bieten, die Milch jedoch nicht ersetzen.



Die Kuh kann es selbst fast nicht glauben: sie besitzt Hörner. (zvg)

Des Geissenpeters Kriegsbeil

Mittels Zurechtlegen verschiedener historischer Ereignisse hat sich die Schweiz ihr Selbstverständnis als Heimatland geschaffen. Die Gesellschaft profitiert davon, doch es verbleiben Problematiken.

Wer am Flughafen Zürich mit der unterirdischen Skymetro von den Gates E zu den Hauptgebäuden fährt, merkt ziemlich schnell, wie sich die Schweiz als Heimat zu definieren hat. Auf Bildschirmen wird dem vorbeifahrenden Passagier Daumenkino-artig eine Schweiz präsentiert, wie sie wohl höchstens noch in den abgelegenen Teilen der Alpen existiert. Es werden auf einsamen Wiesen Fahnen in die Höhe geworfen, eine hübsche junge Schweizerin (?) zwinkert die Vorbeifahrenden mit einer geschulterten Armbrust an, und es würde nicht erstaunen, erschiene das freche Grinsen des Geissenpeters in der nächsten Bildsequenz.

Doch nicht nur am Flughafen, auch in der Politik oder in Werbekampagnen wird dieses Bild der bergigen und mythisierten Schweiz immer wieder gezeichnet. Nicht umsonst kaufen wir uns im Denner ein 50 Rappen teures 1291-Bier oder stimmen bald über mehr Kühe mit Hörnern ab – sodass unsere Alpweiden auch wieder mehr den Bildern auf den Milchpackungen gleichen. Sehr relevant erscheinen diese Bilder für den Grossteil der Bevölkerung nicht, leben doch fast 70

Prozent der Schweizer im zersiedelten Mittelland. Auch die Historizität von Ereignissen, wie der Bundesbrief von 1291, welche das schweizerische Selbstverständnis prägen, wird oft angezweifelt.

Dass Mythenbildung nichts mit der Realität zu tun haben muss, wissen wir in der Schweiz schon lange, berufen wir uns doch gerne auf die glorreichen Taten des niemals existiert habenden Wilhelm Tells. Die Wirkung eines gemeinsamen Heimatgefühls durch Rütli Schwur, Alpweiden und co. schafft aber ein Zusammengehörigkeitsgefühl und eine Solidarität, welche ein Land besser funktionieren lässt. Wie sonst werden in St. Gallen anstandslos Steuern gezahlt, die auch den uns fremd sprechenden Menschen im fernen Jura zugutekommen, wenn wir nicht die Idee der Schweiz als Heimat und dadurch ein gewisses Verantwortungsgefühl gegenüber unseren Mitbürgern hätten?

Ungute Wahrheitsverzerrung

Es wird nicht hinterfragt, wie realistisch diese Konstruktion von Heimat ist, da sie die Schweiz als Gemeinschaft besser funktionieren lässt. Ge-

gen ein solches Zurechtlegen des Mythos Heimat kann grundsätzlich nichts eingewendet werden. In der Geschichte hat dies aber schon oft zu einer ungenügenden Verzerrung der Wahrheit und in der Folge zu falschen Ansprüchen geführt. Beispielsweise kann als eine der Ursachen für den Beginn des Zweiten Weltkriegs die Blut-und-Boden-Ideologie der Nationalsozialisten angeführt werden. Darin sollte der agrarisch-bäuerliche Lebensstil als neues Selbstverständnis der Deutschen definiert werden – auch als Abgrenzung zum vermeintlich jüdischen Nomadentum. Zur Verwirklichung dieser Idee des Heimatverständnisses sollte neuer Lebensraum im Osten gewonnen werden, was ein Grund für den Einmarsch in Polen und später Russland war.

Glücklicherweise gibt der Geissenpeter der Schweiz keine Grundlage für solche Expansionspläne. Trotzdem darf und muss gefragt werden, welche Aktualität unsere Definition der Heimat besitzt – auch wenn sie sich noch so positiv auswirkt.

Text
Jan Isler





Die Gründer mit prisma im Gespräch.

Die Zigarettenbarone vom Bodensee

Wenn die BWL-Theorie «Nein» sagt, die Realität aber das Gegenteil beweist: «Koch & Gsell» aus Steinach (SG) machen ihr Geschäft mit Zigaretten aus Schweizer Tabak. Die Marke «Heimat» ist ihr Erfolgsprodukt.

Die Anreise zur Zigarettenfabrik von «Koch & Gsell» gestaltet sich sehr einfach. In nicht einmal 20 Autominuten von der Uni entfernt erreicht man das wunderschöne Steinach (SG) am Bodensee, wo sich die Produktionsstätte der Zigarettenmarke «Heimat» befindet. Beim Betreten der Produktionshalle steigt ein charakteristischer Geruch in die Nase. Es ist bekannt, dass «Koch & Gsell» neuerdings CBD-Hanfprodukte verkauft, es überrascht jedoch, dass diese Sparte auch geruchstechnisch so dominierend ist. Es fällt auf, dass seit dem Start der Produktion im Jahre 2015 bereits eine zweite Halle angemietet wurde. Die Mitarbeitenden in ihren einheitlich schwarzen

T-Shirts mit der Aufschrift «Heimat» grüssen freundlich beim Vorbeigehen. Der Weg ins Büro zu unseren Interviewpartnern, dem Geschäftsführer Roger Koch und Björn Koch, Head of Marketing and Branding, ist kurz. Durch die Produktionshalle, eine Treppe hinauf und schon stehen wir vor ihnen. «Kommt, wir gehen in den Pausenraum. Dann können wir es uns gemütlich machen fürs Interview – und rauchen.»

Die Unternehmensgeschichte von «Koch & Gsell» liest sich wie ein Gegenbeispiel zu den Konzepten, die an unserer Alma Mater in den ersten Semestern gelehrt werden. Warum würde man sich in einen rückläufigen Markt begeben, der zudem noch so

hochkonzentriert ist? Der Zigarettenmarkt ist in der Schweiz, wie in ganz Europa, zwischen den drei Riesen Philip Morris (43.4%), British American Tobacco (38.8%) und Japan Tobacco (17.8%) aufgeteilt. Besonders auf dem Zigarettenmarkt ist es schwierig, den Konsumenten zum Markenwechsel zu bewegen. Dieses Umstandes ist sich auch Roger Koch bewusst. «Wir sind aber die Einzigen, die eine Zigarette aus 100% Schweizer Tabak produzieren. Deshalb sind wir auf einem eigenen Markt, welchen wir dominieren», erklärt der Geschäftsführer und Gründer von Koch & Gsell. Zudem verzeichnen die Newcomer aus Steinach einen stetig steigenden Absatz. «Für die etablierten Konkurrenten



Ein Stück «Heimat» in der Entstehung.

bedeutet unser Marktanteil hingegen praktisch nichts», fügt Roger hinzu. Man würde meinen, dass das Zigaretten-Business von hartgesottene «Knüppelunternehmern» kontrolliert wird, welche versuchen würden, etwaige Konkurrenz sofort auszuschalten. «Wir hören nicht viel von den grossen Drei. Ich glaube, die schauen uns eher amüsiert zu», meint Björn Koch.

Der Grossvater ist schuld

Der Pausenraum, indem das Interview stattfindet, ist selbst Symbol für das stetige Wachstum und die laufende Professionalisierung von «Koch & Gsell». Der Ursprung der verrückten Idee einer eigenen Zigarettenmanufaktur liegt in Roger Kochs Kindheit. Genauer gesagt hat ihm sein Grossvater Ernst Gsell diesen Floh ins Ohr gesetzt. Grossvater und Enkel verstanden sich blendend. Als die beiden 1987 ins Zihlschlachter Hudelmoos führen, war das ein prägendes Erlebnis – denn an diesem Morgen erlaubte Ernst Gsell seinem Enkel, eine Zigarette zu rauchen. Mit zwölf Jahren schien er ihm alt genug dafür. Und er erzählte ihm von der Tradition des Tabakanbaus in der Schweiz. Das war die Geburtsstunde der Idee einer Schweizer Zigarette. Roger Koch begann danach mit Brüdern, Cousins und Freunden, eigene «Zigaretten» herzustellen: mit Kastanien- und Eichenblättern ge-

füllten Papierhüllen, verklebt mit handelsüblichen Klebestreifen. Der Rauchgenuss hielt sich in Grenzen, die Idee eines Schweizer Tabakprodukts blieb. Heute sind bereits zwei grosse Hallen angemietet. In der einen wird produziert, in der anderen stapeln sich der Tabak und weitere Rohmaterialien bis unters Dach. Dass die Fabrik mit ihren heute 25 Mitarbeitern seit Neuestem den SUVA-Richtlinien untersteht, führte dazu, dass nun ein extra Pausenraum zur Verfügung steht, in welchem geraucht werden darf. In der Fabrik ist das im Zuge der Professionalisierung nun untersagt.

Der Start war unternehmerisch allerdings alles andere als einfach. «Ich hatte keine Chance, grössere Investoren für meine Fabrik zu finden», erinnert sich Roger Koch. Anstelle einiger wenigen, grossen wurden es dann viele kleinere Geldgeber. «Rückblickend betrachtet aber eigentlich ein Glücksfall. So konnten wir die Kontrolle über die Weiterentwicklung in eigener Hand behalten.» Anfangs war die Qualität des Produktes noch mangelhaft. Abbrechende Filter, Zigarettenpackungen mit zu wenig Zigaretten... «Ja, wir hatten Startschwierigkeiten in Sachen Produktion», bestätigt Roger Koch. Dies hing auch mit dem anfänglich knappen Budget für die Produktionsmaschinen zusammen.

Dass es wohl vorteilhafter gewesen wäre, damals mehr Geld für Maschinen in die Hand zu nehmen, darüber sind sich die beiden einig. Als die Probleme dann aber in den Griff genommen worden waren, stand schon die erste grosse Bestellung von «Heimat»-Zigaretten an. Coop und K-Kiosk nahmen das neue Schweizer Produkt in ihr Sortiment auf. «Damals habe ich lange Zeit Klinken geputzt und viel rumtelefoniert, um Vertriebspartner zu finden», erzählt Roger Koch. Dass es am Ende so gut geklappt hat, schreibt er einem unternehmerisch wertvollen Charakterzug seiner Person zu: «Ich bin ein Typ, der oft einfach mal macht». Auch deshalb ist er froh um die Unterstützung seines Bruders Björn, welcher eher der Planer und Feinoptimierer ist. «Wenn Roger die grossen Linien eines Projektes ausgetüfelt hat, beginnt meine Arbeit, während er seinen Erschaffensdrang an einem neuen Projekt auslebt», analysiert Björn Koch das Erfolgsrezept ihrer Zusammenarbeit.

The Evergreen: CBD Zigaretten von Koch & Gsell

Im Sommer 2017 gelang dem Unternehmen dann der grosse Coup. Auf dem Höhepunkt des CBD-Hypes brachte es sein neues Produkt auf den Markt: «Heimat Tabak und Hanf». Die

CBD-Zigarette kann noch heute legal erworben werden und diese Möglichkeit wird oft genutzt, trotz des stolzen Preises von fast 20 Franken pro Packung. Bei Verkaufsstart sorgte die internationale Presse für ordentlich Werbung und Aufmerksamkeit. Es war die erste Zigarette ihrer Art, der Vertrieb jedoch nur in der Schweiz gestattet. Die Produktion vermochte die Nachfrage nicht im Ansatz zu decken. «Wir wissen, dass damals am Flughafen Altenrhein kurz ein Schwarzmarkt mit unseren CBD-Zigaretten entstanden ist, wo bis zu 50 Franken pro Packung gezahlt wurden», erzählt Björn Koch. Der Erfolg der grünen Zigarette hat aber auch Schattenseiten: «Wir werden oft nur mit der CBD-Zigarette in Verbindung gesetzt. Unsere beiden ersten Produkte, die helle und die dunkle Zigarette, sind im Vergleich fast unbekannt.»

Mittlerweile wurde die Produktpalette erneut ausgebaut. Eine Zigarette mit natürlicher Minze und verschiedene Drehtabake, sowie die beiden (nach den Grosseltern benannten) Hanfsorten «Ernst» und «Nelly» gehören dazu. Aufgrund des regulatorischen Umfeldes ist eine Expansion in den EU-Markt aber sehr schwierig. «Im kommenden Jahr wird in der EU ein Gesetz in Kraft treten, welches den Verkauf von Zigaretten mit Aromastoffen verbietet. Auch wenn sie, wie bei uns, natürlichen Ursprungs sind», erklärt Roger Koch. «Wir erwarten aber ohnehin weiteres Wachstum auf dem Schweizer Markt». Für den Head of Marketing and Branding ist eines klar: In Zukunft muss die Marke «Heimat» auf dem Heimmarkt noch stärker mit den Attributen «schwei-

zerisch» und «natürlich» etabliert werden. «Wir sind die einzige Schweizer Zigarette. Das müssen wir den Raucherinnen und Rauchern noch deutlicher kommunizieren», beschreibt Björn Koch die Stossrichtung seiner Arbeit. Das Attribut «Schweizer Zigarette» wird hierzulande noch von der eigentlich gar nicht mehr schweizerischen Zigarettenmarke «Parisienne» für sich beansprucht. Das Spiel um diesen Thron hat wohl erst begonnen.

Russland ist ein schönes Land

Natürlich wird während des Interviews kräftig geraucht. Das Schöne daran, wenn man eine Zigarettenfabrik besucht und porträtiert, sind die Zigaretten. Und erst noch so viele in all diesen verschiedenen Variationen. Nach der normalen Hellen, wird die Dunkle, etwas stärkere «degustiert». Die Minz-Zigi wiederum erfrischt, bevor dann der starke Hanf-Geruch der bekannten CBD-Zigarette das Ambiente dominiert. Im Verlaufe des Gesprächs fällt aber eine spezielle Schachtel auf: Die improvisierte Etikette mit der Aufschrift «Russian Summer 2.0» lässt einiges vermuten. «Nur zu. Das ist die neue für den russischen Markt», kommentiert Roger Koch, als er die Zigarette anbietet. «Sie ist aber ziemlich stark», fügt er hinzu. Wo er recht hat, hat er recht.

Da der EU-Markt für den Ausbau nicht taugt, liebäugeln die Unternehmer von Koch & Gsell mit Russland. «Wir denken, dass die Marke Schweiz auf dem russischen Markt Potenzial hat», erklärt Björn die Expansionspläne. Die gegenseitigen Besuche der russischen Vertriebspartner und der Schweizer Produ-

zenten seien vielversprechend verlaufen; «Und ja, es musste viel getrunken werden», erinnert sich Roger Koch lachend. Auch wenn sein Bruder Björn noch einige Bedenken bezüglich des neuen Schritts hat, stehen beide dahinter. «Da ist halt wieder der Unterschied zwischen uns. Roger ist der initiative Macher. Ich bin dabei anfangs eher zurückhaltender und denke öfters an die Risiken eines solchen Schrittes. Aber das hat bis jetzt ja doch immer irgendwie zu einem guten Endresultat geführt», erklärt Björn die Stimmungslage. Und es stehen weitere und immer wieder grosse und noch grössere Entscheidungen an. «Die Herausforderungen und Chancen werden wachsen, wie die Fabrik auch», erklärt Roger die Lage. Mehrmals wurden bereits Übernahmeangebote abgelehnt. Für die Zukunft stehen vor allem grössere Investitionen in die Produktionsanlagen an. «Aber auch eine grössere Marketingoffensive wäre denkbar», führt Björn Koch die Pläne weiter aus. Ob das dafür nötige Kapital nicht vielleicht mit einem Börsengang beschafft werden kann? «Haben wir bereits abgeklärt. Ich will aber lieber nicht riskieren, die Kontrolle über die Firma zu verlieren», bestätigt Roger Koch noch einmal die Grundwerte der Firma «Koch & Gsell», die im Verlaufe des Gesprächs deutlich geworden sind: authentisch, organisch, schweizerisch und selbstbestimmt.

Text

Jonas Streule



Bilder

Timmy Gerlach



Ein Blick hinter die Kulissen: Die Produktionshallen von «Koch & Gsell»





Venice, Canal Grande, 2nd September 2017: a pioneer in multicultural societies and global interactions.

Globalization and Identity: a Complicated Mix

The more the world proceeds towards globalization, the more national territories and borders fail to represent people's identities, resulting in a high demand for values and for a place to call one's own homeland.

Globalization is a well consolidated process that is most likely not going to stop any time soon. However, its implications are not usually considered or analysed thoroughly enough. How do people feel when they have to migrate to another country? How is the local population affected when their reality is influenced by thousands of tourists and workers coming from all over the world every day?

Globalization on trial

We have seen populism rising all over Europe and the US President talking about placing limitations on globalization. Undoubtedly, people feel the desire to live in a safe homeland with a clearly defined territory. However, it is difficult to recognize where this desire originates from.

Almost every country on the planet nowadays is part of a two-sided process of migration: people both immigrate and emigrate. This process results in people who have lived in between two or more countries with all the consequences that come along with it: having to adapt to a new culture, being rejected by their culture of origin, living in a multicultural environment and not feeling part of any specific society. In such situations, it is

extremely easy to be tempted by simplified versions of religions and ideals, and to use them to fill up the huge inner emptiness that many global people have. And this is leveraged by third parties to gain political power or to pursue other interests. Therefore, these simplified versions of very complex ideas should be substituted by a multicultural feeling in which every human being can identify itself and which can be supplied on a global scale. Consequently, the key role of nations and international institutions in this process should be to ensure that the integration of multiple cultures in one global culture is sustainable.

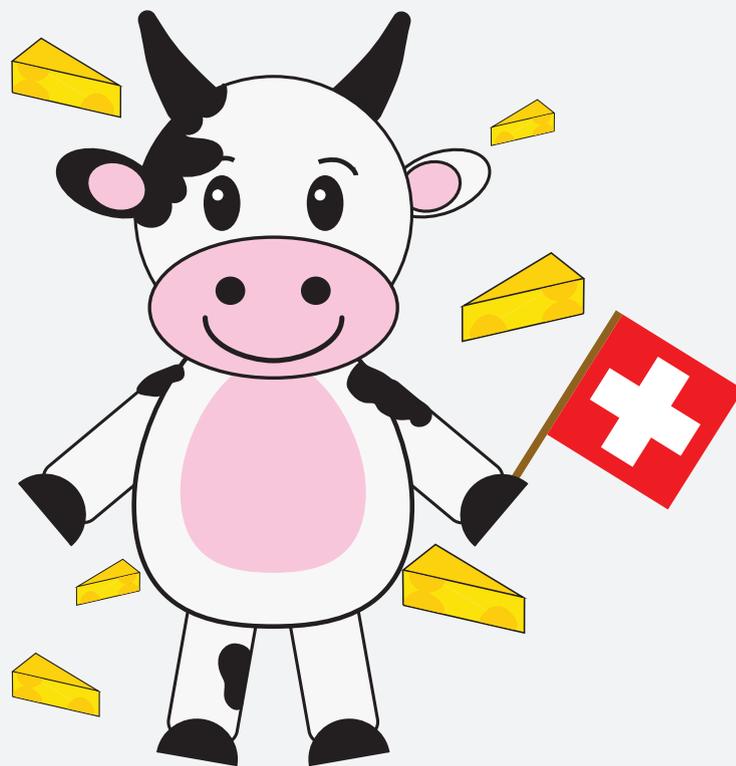
Multiculturalism

In such an interconnected world a universal identity is required: but what criteria should one use to define it? Many experiments have been made so far: international organizations such as the UN or the EU, or even the creation of new global languages such as Esperanto. Nonetheless, these projects are always perceived to be far away from the ordinary people. Naturally the question arises, what values a multicultural identity should share. Personally, I believe that the starting point can be found in the nature of human beings itself, on what all humans have in common and

subsequently, one could integrate different aspects of different cultures that do not have significant contrasts with each other.

As surprising as it may be, all cultures, while they were developing, have integrated parts of other cultures. As a result, it can be observed that every society is already multicultural today. It can be seen in all cities, for example by looking at the food they offer: it would be impossible to walk through any city center and not notice the variety of restaurants offering different cuisines from all over the world. Be that as it may, this is a «softer» approach to multiculturalism. In contrast, here is also a more intense multiculturalism which challenges traditional definitions of nations and homelands.

Given that globalization is going to play an important role in the upcoming years, humanity must find a solution which can support this process on the one hand and on the other integrate multiple together, which might replace our typical concept of a «homeland».



Switzerland first?

Brought forward by the SVP party, the so-called «Selbstbestimmungsinitiative» has been heavily criticized in the Swiss political arena. Does the homeland really have to be protected against external influence?

It is a particularity of people's initiatives in Switzerland that the changes they propose look inconspicuous, but the ramifications would be far-reaching. The adaptations of the constitution are often minimal and for most people at first glance do not seem to change the wording much, when in reality their impact is grave. This also holds true for the so-called Selbstbestimmungsinitiative («Self-Determination Initiative», SDI).

The road to the SDI

The debate was initially posed by then-Federal Councillor Christoph Blocher, when he claimed Switzerland was «ruled by foreign judges» in 2007. In 2015, the SVP party decided to launch a campaign and started a petition, which was handed in in August 2016. The reaction of the Swiss political spectrum has been largely negative.

The content of the SDI

At its heart, it is about adding a sentence to Art. 5(4) of the Swiss Federal Consti-

tution, stating that the constitution ranks above international law and takes precedence over it, subject to peremptory norms of international law («Die Bundesverfassung steht über dem Völkerrecht und geht ihm vor, unter Vorbehalt der zwingenden Bestimmungen des Völkerrechts»). With its ramifications, it aims at the broad strokes of Swiss politics and beyond that, the core of the self-perception of the Swiss people - the neutrality, the sovereignty, the democracy, the protection of «the homeland» against «foreign judges».

The adoption of the SDI would mean that in case of conflicts between norms of the Swiss constitution and international law - except those of mandatory principles of international law, such as the prohibition of torture, genocide and slavery - the former would take precedence in principle. Further, Switzerland would be legally barred from entering into international agreements that contradict the constitution and all international agreements in force at this point that

are in conflict with international law would have to be changed to resolve the conflict or would have been terminated. Lastly, only international agreements that have been subject to a referendum would be applicable for Swiss courts.

What would change?

While this may seem abstract and theoretical to many, there are two potential practical applications or direct ramifications of the SDI that are heavily mentioned both amongst those in favour and against the initiative. For the former, they are the precise reasons why the initiative was launched. For the latter, neutral issues that will lead to legal uncertainty and the isolation of Switzerland in the international arena.

The first instance are successful people's initiatives that might be in conflict with international law - prominently such initiatives as the one prohibiting the construction of minarets and on mass immigration. Rulings based on such constitutio-



nal norms may hypothetically, after Swiss national measures have been exhausted, be appealed at last instance at international courts such as the European Court of Human Rights, subject to their having jurisdiction in the matter. In addition to this factual issue alone, the proponents of the SDI in this context have repeatedly criticized the European Court of Human Rights, which it claims to view itself increasingly as a European Court of Appeals and allegedly «continuously expands its competences» through dynamic interpretation, arguing that not only should it not be possible to call upon the court, but also challenging the substance of its rulings. The second instance are disputes that arise between Switzerland and contracting partners in international agreements which make arbitration necessary. In consequence disagreements between Switzerland and a contracting partner about violations or applications of international treaties that cannot be solved through diplomatic negotiation, must be resolved by a higher instance – a court or an arbitral tribunal. This most relevantly refers to the ongoing negotiations for a framework agreement between Switzerland and the European Union. The SDI is explicitly set out to ensure that in case of the conclusion of a framework agreement, disputes between Switzerland and the EU in questions of dynamic ad-

options of changes in EU law would not be ruled by the Court of Justice of the European Union at last instance.

To sum up, the SDI claims to prevent «foreign judges» – referring mainly, but not exclusively, to those of the European Court of Human Rights and the Court of Justice of the European Union – from having ‘the final say’ on legal questions at the constitutional level in Switzerland.

Criticism of the SDI

Opponents of the SDI argue that while it has limited actual applicability, as conflicts of norms between the constitution and international law are rare, it would undermine legal certainty in Switzerland. They argue that it would isolate Switzerland on an international level, threatening its ties to the European Court of Human Rights, the EU and other international institutions.

The SDI is certainly a bold and unprecedented move, but the notion that it is a backward-looking unrealistic right-wing utopia undermining human rights fails to recognize the gravity and validity of the problems it addresses: democratic legitimacy and political participation. Certainly, the launch of the SDI is a political move to manifest the SVP party’s «Switzerland first» position, but giving thought to the arguments of the initiative and the bigger picture of the issues mentioned above is worthwhile not only in Switzerland but everywhere. In a de-

mocratic system, the people are the highest source of power, the sovereign, and the state famously derives its just power from the consent of the governed. Consequently, if the majority of the Swiss people votes in favour of initiatives such as the one on mass immigration, who is to tell the sovereign that its will will not be executed? It is natural that such a discussion arises in Switzerland, where direct democracy and through its well-rooted political participation are much more prominent than in almost all other political systems, and (a perceived) lack of direct people’s participation gives reason to challenge and criticize political and judicial decisions. As such, it is a «typically Swiss» initiative along the lines of «us against the foreign judges» that one may be quick to discard with an eye roll. The SDI certainly does have its flaws and, as pointed out elsewhere, faces major practical challenges. It also does, however, invite everyone to spend some time to think about how tightly the chain of democratic legitimacy should be linked and how short it should be. A valuable contribution not to be underestimated by citizens of any state.

The Self-Determination Initiative will be put to a vote on November 25th.

Text

Amelie Scholl & Caroline Heuwing



Illustr.

Darya Vasylyeva



Schweizer Filmwelt – heimelig und heimatlich

Lachen, weinen, Schweizerdeutsch lernen: Wie man auf einer Reise durch die Schweizer Filmlandschaft in Geschichte, Politik und Kultur unseres Landes eintauchen und die Heimat ein Stück weit besser kennenlernen kann.

Heimat – jeder kennt sie, niemand kann sie recht in Worte fassen. Was macht dieses unbestimmte und doch vielsagende Gefühl aus? Eines der dazugehörigen Puzzleteile, ebenso schwammig wie der Begriff der Heimat selbst, ist die Kultur eines Landes, einer Region, eines Volkes. Auch dieser mehrdeutige Ausdruck fasst tausende Aspekte in sich zusammen. Was die Schweizer Kultur ausmacht, darüber lässt sich unter anderem im Artikel zur Heimat-Definition nachlesen.

Die meisten von euch kennen die gängigsten Klischees, welche man uns Schweizern nachsagt: Schweizer Kultur sind Berge und Schokolade, Alphorn und Uhren. Kultur, dazu gehört aber auch Musik, Kunst und Filme, welche zum Teil auf komische, dramatische und ernste Weise aufzeigen, wie wir wirklich ticken.

Unser Titelthema und das eben zu Ende gegangene Zurich Film Festival geben Anlass dazu, uns Letzteren zu widmen und euch die Vorzüge der Schweizer Filmszene näher zu bringen. Vielleicht lässt der eine oder andere Hollywood mal ausser Acht und gönnt sich einen Schweizerfilm-Marathon? Und wenn jemand das nächste Mal auf Jodel nach neuem Filmmaterial auf Netflix sucht, soll er doch «d Schwiizer Optione» in Betracht ziehen – Suchtpotenzial garantiert. Von Geschichtsunterricht über das Grounding der Swissair, welches das ganze Land erschüttert hatte (und alle, die in den letzten paar Jahren das Assessment durchgestanden haben, im Schlaf beschreiben könnten), bis

hin zur Darstellung von Nationalmythen und -helden wie in «Wilhelm Tell» oder «Heidi», findet sich für jeden Geschmack etwas.

Politik und Geschichte erfri-schend anders

Wer Einblicke in die Geschichte der hiesigen Politik gewinnen möchte, der kommt an «Die göttliche Ordnung» nicht vorbei. Das Filmdrama aus dem Jahre 2017, welches unweit von hier in Trogen gedreht wurde, zeigt neben der anschaulichen Schweizer Landschaftsidylle die Geschehnisse rund um das Frauenstimmrecht 1971 auf. Wie es sich anfühlte, ohne Erlaubnis des eigenen Ehemannes nicht über Geld und den eigenen Job bestimmen zu können, ist hier eindrücklich festgehalten und nicht umsonst in die hübsche Ostschweizer Landschaft eingebettet worden, war doch der Kanton Appenzell Innerrhoden der letzte Kanton der Schweiz, der 1991 das Frauenstimmrecht auf Drängen des Bundes hin zuließ.

Ebenfalls politisch unterwegs sind «Die Schweizermacher». 40 Jahre alt und doch brandaktuell behandelt der Film das Schweizer Einbürgerungsverfahren und gilt als erfolgreichster Schweizer Film aller Zeiten. Schon 1978 sollten einbürgerungswillige Ausländer beweisen, dass sie zumindest die drei Stammkneipen im Dorf kennen. In «Die Schweizermacher» wird dies schrill auf die Spitze getrieben, damit auch der Hinterletzte die satirische Auflehnung gegen die zum Teil doch auf Unverständnis stossende Praxis begreift.

Doch zurück in die Moderne. Ein weiteres, aktuelles und brisantes Thema, dass die Öffentlichkeit in der

Schweiz immer wieder zu hitzigen Diskussionen verleitet, ist unsere Armee. Damit man endlich mitfiebern kann, wenn es um die Anschaffung neuer Kampfjets geht, empfehlen wir die Militärkomödie «Achtung, fertig, Charlie», welche mit viel Charme den Aufbau der Schweizer Armee darstellt und deren Probleme leicht auf die Schippe nimmt. Wer danach nicht genug vom Tenue grün hat, den erwartet die Fortsetzung «Achtung, fertig, WK». Hier gibts zudem eine Anleitung dazu, wie man sich vor der nicht mehr ganz so obligatorischen Dienstpflicht drücken kann.

Etwas jünger, jedoch genauso frech und drückebergerisch sind die Jungs aus «Mein Name ist Eugen», einem der erfolgreichsten Klassiker schlechthin. Vier Lausbuben auf der Flucht vor dem Internat, eine Schatzkarte und viel Mundart-Dialekt. Von Anfang an verspürt man eine Sympathie gegenüber den kleinen Helden, welche uns mitnehmen auf eine Reise von Bern nach Zürich in den 1960er-Jahren. Wer also genug vom Studentendasein hat und am liebsten wieder Kind wäre, unbedingt schauen!

Lingerie statt Dorf Öde

Noch mehr malerische Idylle bietet «Die Herbstzeitlosen». Die Tragikkomödie aus dem Jahre 2006 gilt als drittbester Film der Schweizer Kinogeschichte und zeigt auf herrlich erfrischende Art und Weise einen verdrehten Generationen- und Geschlechterkonflikt inmitten des «urchigen» Emmentals. Die 80-jährige Martha krepelt nach dem Tode ihres Ehemannes den tristen Dorfladen zur neckischen Lingerie-Boutique um und stösst

damit insbesondere den Dorfpfarrer, ihren eigenen Sohn sowie den konservativen Gemeindepräsidenten vor den Kopf. Besetzt wurde die Hauptrolle mit einer der bekanntesten Schweizer Schauspielerinnen, Stephanie Glaser, welche zu diesem Zeitpunkt 86 Jahre alt war und bis kurz vor ihrem Tod rege in der schweizerischen Filmszene mitmischte.

Ein weiterer Schauspieler, der vor allem auch Kommilitonen aus Deutschland ein Begriff sein könnte, ist der aufstrebende junge Zürcher Joel Basmann, oftmals in der Rolle eines deutschen Problemjünglichen zu sehen. In der neuen Schweizer Filmkomödie «Wolkenbruchs wunderliche Reise in die Arme einer Schickse» von Regisseur Michael Steiner spielt er die Hauptfigur Motti, einen jüdisch-orthodoxen Jungen, der sich gegen eine geplante Heirat sträubt und sich schliesslich in eine «Schickse», eine nicht jüdische Frau, verliebt. Familiendrama und Lacher sind hier vorprogrammiert. Die Premiere fand am Zürcher Film Festival statt und ab dem 25. dieses Monats lässt er sich offiziell auf der Schweizer Leinwand blicken.

Kuscheln und Gänsehaut

Jetzt, da sich die Blätter wieder bunt verfärben und man morgens im melancholischen St. Galler Grau den Rosenberg hochschleichen muss, ist Kino überhaupt eine der verlockenderen Optionen. Ebenfalls neu und ab Ende Oktober zu sehen ist das Freikirchendrama «Der Unschuldige». Für jeden, der nach der Olma nicht mehr weiss, was mit seinem Leben anzufangen, ist diese emotionale Achterbahn in einem dazu widersprüchlich ruhigen und düsteren Film eine willkommene Abwechslung. Die Entgrenzung von Wahn und Glaube, Surrealität und Nervenzusammenbruch lässt verwirrt und fasziniert zurück, hiess es nach der Weltpremiere in Toronto. Perfekt also, um eingekuschelt in den staubigen roten Plüschsesseln nachdenklich in den noch düsteren November zu starten.

Mit dem herbstlichen Farbenspiel kommt neben romantischem Sesselfläzen auch die Fussballsaison wieder richtig in Fahrt. Natürlich gibt's auch hierzu mit «Der Goalie bin ig» das passende Schweizer Lein-

wandgeschehen. Die Romanverfilmung der bekannten Schweizer Regisseurin Sabine Boss zeigt auf liebevolle und melancholische Weise «Goalie», der nach einem Gefängnisaufenthalt einen Neustart wagt und sich gleichzeitig Hals über Kopf verliebt. Da sage mal einer, wir Schweizer seien keine Romantiker. Unterstützt wird der Charme dieser Tragikomödie durch liebenswürdiges Berndeutsch, das man nach einer Weile sogar zu verstehen lernt.

Zum Glück stehen wir am Anfang des Semesters, die Abende sind lang, die Pizza im Ofen und Motti, Martha und Michael warten auf uns. Während es nun draussen langsam eindunkelt, krame ich geschwind im verstaubten Familienarchiv die Videokassetten «Oberstadtgass» und «Hinter den sieben Gleisen» hervor und mache es mir mit dem über 60-jährigen Urgestein gemütlich. Es gibt nämlich noch so viel mehr zu sehen!

Text

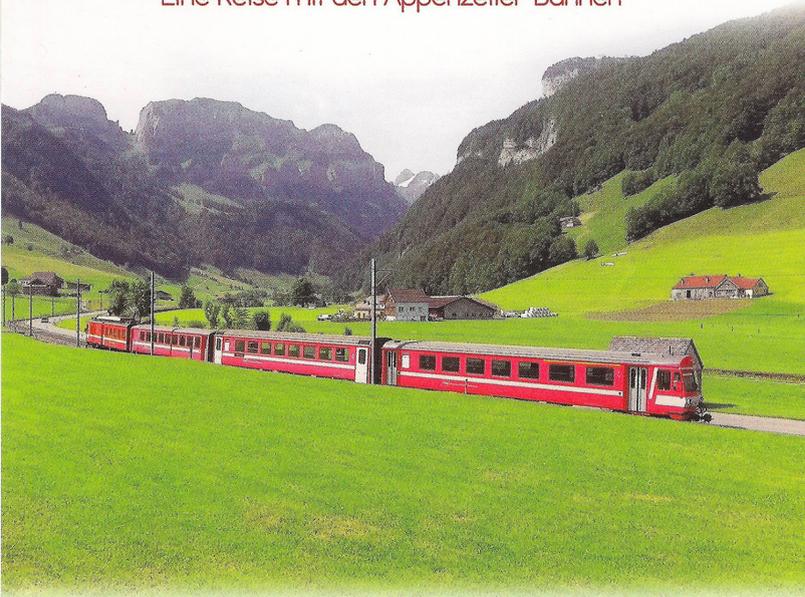
Daria Kühne



«Motti Wolkenbruch» gibt es ab dem 25. Oktober auf Leinwand. «Durs Appenzellerland» ist ab dem 31. Oktober zu sehen. (zvg)

DURS APPENZELLERLAND

Eine Reise mit den Appenzeller Bahnen



AB 11. OKTOBER IM KINO
www.dursappenzellerland.ch

„Haben Sie mir heute auf
den **Tuches***
geschaut, Herr Wolkenbruch?“



29

AB 25. OKTOBER NUR IM KINO



Das «Alpenresort Goms» versucht mit dem heimatbezogenen Projekt einen Mehrwert für die rurale Region zu schaffen. (zvg)

Unternehmensgründung in der Heimat?

Viele junge Leute verlassen nach dem Gymnasium ihre Heimat und lassen sich an einem neuen Ort nieder. Dennoch haben einige von ihnen den Wunsch, nach dem Studium in die Heimat zurückzukehren, um etwas zurückzugeben.

In der Schweiz sowie in anderen Ländern nimmt die Attraktivität einer Stadt als Wohnort für junge Leute stets zu. Einerseits ist es das aktive Leben, welches in einer Grossstadt angeboten wird. Andererseits sind es die Arbeitsmöglichkeiten, die je nach Berufswahl viel grösser sind. Zu diesem Thema veröffentlichte die NZZ Mitte 2018 eine Statistik: Diese legte dar, dass das mediane Alter in den ruralen Regionen höher ist als in den urbanen Regionen. Somit ist das mediane Alter in Lausanne oder Zürich beispielsweise um die 33 Jahre, im Engadin hingegen etwa 47 Jahre. Ein höheres Durchschnittsalter bedeutet einen dominanten Anteil an Personen, die

bald oder bereits pensioniert sind. Das hat wirtschaftliche Folgen: Weniger Arbeitskräfte ziehen eine tiefere regionale ökonomische Produktivität nach sich. Aufgrund des Auswanderungstrends weist die lokale Wirtschaft in Vororten und ländlichen Regionen zudem geringeres Weiterentwicklungspotenzial auf. Doch diese Verallgemeinerungen bilden nicht die ganze Wahrheit ab: Regelmässig werden neue Projekte in den ruralen Regionen von jungen Leuten initiiert. Motivationsfaktoren sind dabei, das ungenutzte oder übersehene Potenzial der Region auszuschöpfen und zugleich im jungen Berufsalter der Heimat etwas zurückzugeben.

Es mag sein, dass eine solche Entscheidung nicht für jede Person nachvollziehbar ist. Denn für Personen, welche eine Karriere in einer Metropole anstreben, ist der Ansiedlungsort beinahe schon im Voraus klar. Jedoch haben auch kleinere Heimatsorte ein grosses Potenzial.

Vorteilsposition Heimweh

Gemäss einer Studie der Yale School of Management sei die Heimat der beste Ort, um ein Start-up zu gründen. Bei einem Vergleich 10 000 dänischer Start-ups wiesen lokale Gründer bessere Projektperformances, ein längeres Überleben, sowie grössere Jahresgewinne und Cashflows vor, als Unternehmer an-



Die landwirtschaftlichen Gebäude sind jeweils mit einem Bett, Tisch und Stuhl minimalistisch ausgestattet. (zvg)

deren Ursprungs. Der heimatliche Vorteil sei gar vergleichbar mit vorhergegangener Branchenerfahrung. Primär soll die Vertrautheit des Gründers mit Ort und Bevölkerung ausschlaggebend sein. Somit ist, nebst dem Aspekt der Herzensangelegenheit, die Rückkehr in die Heimat zur Gründung eines Start-ups eine Chance, von einer übersehenen, oder gar missachteten, Vorteilsposition zu profitieren. Das Wiederbeleben einer stagnierenden Wirtschaftsentwicklung in kleinen Ortschaften ist nicht nur sozial profitabel. Vielmehr ermöglicht es jungen Unternehmungen in einem familiären Netzwerk und mit guter Kulturkenntnis des Standorts ein angenehmes Arbeitsumfeld zu schaffen und nicht zuletzt ein stabiles unternehmerisches Ökosystem aufzugleisen.

Alpenresort Goms

Sei es im deutschsprachigen Raum oder sonst wo auf der Welt, beweisen sich verschiedene heimatbezogene Projekte. Es können Projekte im grossen Ausmass, sowie in kleineren, dorfbezogenen Regionen sein. Die geringere Dichte an Unternehmen und Geschäftsmodellen ermöglicht in ländlichen Regionen eine einfachere Differenzierung durch eine optimierte USP. Zusätz-

lich mögen einige Regionen in bestimmten Industrien im Rückstand stehen, beispielsweise was die Digitalisierung angeht. Doch nicht alle setzen auf den digitalen Trend, sondern womöglich auch auf die Einfachheit des Lebens, welche uns oft entflieht. Diese Aussage lässt sich anhand des Beispiels Alpenresort Goms im Kanton Wallis illustrieren. Dieses Projekt wurde von jungen Personen initiiert, welche einen Mehrwert für ihre Heimat anbieten wollen. Sie haben die Initiative ergriffen, die vorhandenen und teilweise ungebrauchten Ressourcen als Grundlage für ihr Geschäft zu verwenden.

Die Umgebung bietet eine Vielfalt an ungebrauchten «Gade» an. Unter einem «Gade» ist ein altes landwirtschaftliches Gebäude zu verstehen. Dieses wertvolle Zeugnis der traditionellen Walliser Baukultur soll wiederbelebt werden und somit einen wirtschaftlichen Mehrwert für die rurale Region bieten. Angeboten wird ein Aufenthalt mit minimalistischer Ausstattung. Darunter ist ein Tisch mit Stühlen sowie ein Bett zu verstehen. Somit ist die USP des Start-ups, dem Kunden eine neue, einfache Welt zu präsentieren, welche in einem «stressigen» urbanen Umfeld nicht zu finden ist. In anderen Worten ist der Kern des Angebotes, das Wahrneh-

men des Umweltbewusstseins und des Naturschutzes sowie eine nachbarnfreie Ruhe. Der Kunde profitiert darüber hinaus von angebotenen Ressourcen, welche nicht herstellbar sind, wie beispielsweise die frische Bergluft oder das Quellwasser neben der Hütte. Zusätzlich werden den Kunden Produkte aus der Region angeboten, wodurch weitere ländliche Betriebe von dieser Geschäftsidee profitieren.

Back to the roots

Das Fallbeispiel des Alpenresorts Goms bekräftigt die aktuellen Forschungsergebnisse. Wirtschaftlich träge Kleinorte können durch den Wandel lokaler Ressourcen unternehmerisch profitieren. Dabei liegt der Fokus vor allem auf minimalistischen Konzepten und Miteinbezug der örtlich zur Verfügung stehenden Mitteln. Somit sind es nicht immer die innovativsten Technologien, die einem verlassenen Dorf neues ökonomisches Leben einhauchen. Manchmal reicht ein Student mit Heimweh und ein Verwandter im Besitz ungebrauchter «Gade». Es gibt Situationen, da fühlt sich sowohl Mensch als auch Unternehmen in der Heimat am wohlsten.



Text
Nadine Keller & Daniel Schlatter

In weniger als 30 Minuten zurück in der Heimat

Start

...und das schneller als mit jedem Auto, jedem Zug und jedem Flugzeug. Wie du innerhalb kürzester Zeit nach Hause kommst und welche Zutaten du hierfür benötigst.

Ende

Text

Anna Kati Schreiter



Man mag es euch ansehen oder nicht, doch Heimat geht auch immer ein wenig durch den Magen. So ganz wird das Kochen das heimatliche Gefühl wohl nie ersetzen, aber es kann dazu beitragen, Heimweh zu lindern oder Schritt für Schritt ein neues Zuhause zu kreieren, solange ihr euch darauf einlasst. Zuletzt bleibt dem prisma nur noch eines zu sagen: En Guete!

Brigadeiros-Bomben

Zutaten für etwa 30 Kugeln:

1 EL Butter
400 ml Kondensmilch
2 EL Kakaopulver
100 g Schokostreusel

Zubereitung:

1. Butter im Topf schmelzen lassen
2. Kondensmilch und Kakaopulver unter ständigem Rühren hinzugeben (nicht kochen lassen!)
3. Nach ca. 15 Minuten löst sich die Masse vom Topfboden
4. Teller mit Butter einfetten und die heisse Masse darauf abkühlen lassen
5. Kleine Portionen mit gebutterten Fingern zu Kugeln formen und in Schokostreuseln wälzen

Tausendundeine Nacht

Zutaten für 4 Personen:

1 EL Öl zum Anbraten
Gewürze: Chili, Paprika, Knoblauch
1 kleines Stück Ingwer
1 Zwiebel
1 grosse Kartoffel
Gemüse: Bohnen, Erbsen, Karotten, Paprika, ...
1 Dose Kokosmilch
Currypaste (ansonsten Currypulver)
250 g Basmatireis

Zubereitung:

1. Gewürze in Öl anbraten
2. Ingwer klein geschnitten mit Zwiebel und Kartoffel hinzugeben
3. Restliches Gemüse mit anbraten
4. Mit Kokosmilch übergossen, die Currypaste unterrühren und 5 Minuten köcheln lassen
5. Salzen und pfeffern
6. Den Herd auf mittlere Stufe stellen und das Curry mit einem Deckel abdecken
7. Weitere 15 bis 20 Minuten köcheln lassen
8. Währenddessen die doppelte Reismenge Wasser in einem Topf zum kochen bringen
9. Anschliessend etwas Salz und Reis hinzugeben
10. Reis (etwa 10-13 Minuten) kochen, bis er die gewünschte Konsistenz erreicht (ist der Reis noch zu hart, aber keine Flüssigkeit mehr vorhanden, kleine Mengen Wasser nach und nach dazugeben)
11. Wichtig! Den Reis im Topf ohne Deckel kochen.

Wir brechen zur letzten Destination auf, bevor es wieder zurück nach St. Gallen geht, denn eine wichtige Sache fehlt noch: der Nachschick. Dafür nehmen wir den weiten Weg nach Brasilien auf uns. ACHTUNG! Alle figurbewussten Fitnessfreaks unter euch sollten an der Stelle die Reise wohl besser abbrechen. Aber lasst euch gesagt sein, dass ihr etwas verpasst. Also gönnt euch den Genuss und geht anschliessend eine grosse Runde joggen, anstatt mühsam die Kalorien auszurechnen und allein vom Nachdenken drei Kilo zuzunehmen.

Viele Studierende der HSG verbinden mit dem Begriff «Heimat» ihr Herkunftsland. Ein Trip «nach Hause» übers Wochenende, welcher für viele Schweizer an der Uni als selbstverständlich gilt, ist für die meisten ausländischen HSGler eher selten der Fall. Heimweh kann dadurch schnell zum Thema werden – vor allem für diejenigen, die vorher noch nie für längere Zeit das Elternhaus verlassen haben: die Sehnsucht nach der Familie, zurückgelassenen Freunden, dem Kinderzimmer und dem Lieblingsessen, so wie Oma es macht, steigt. Besonders Letzteres erinnert uns 24/7-Nudel- und Pizaesser an ein ganz besonderes, heimatliches Gefühl.

Es ist nun an der Zeit, die Sorgenfresser beiseite zu legen und dem Kummer die Stirn zu bieten: prisma liefert dir Rezepte gegen Heimweh, damit du dich in St. Gallen in weniger als 30 Minuten ein Stückchen mehr zu Hause fühlst. Dieser Artikel richtet sich an alle Studierende, die nicht übers Wochenende in ihre Heimat fahren können, an alle mit kleinem Portemonnaie

und wenig Zeit, an alle Veganer, Vegetarier und Allesesser, an alle einsamen Wölfe, aber auch Nicht-Zweck-WGler, an alle, die Essen lieben, gerne kochen, etwas Neues probieren wollen, denen langsam ideenlos die Rezepte ausgehen und natürlich an alle an Fernweh leidenden Globetrotter unter euch, deren Heimat sowieso da draussen in der grossen weiten Welt ist. Egal mit wem oder was du dich gerade identifizierst, komm mit auf eine kleine kulinarische Reise um den Globus – in die Ferne, nach Hause oder wo auch immer du dich sonst geborgen fühlst. Jeder Ausflug, ob kurz oder lang, beginnt in deinen eigenen vier Wänden. Für das erste Rezept musst du deshalb nicht einmal die Haustür öffnen, um deine Reise zu beginnen. Und du brauchst auch keinen Heli, der dich an dein erstes Ziel bringt – du nimmst wie die Geissens einfach den Löffel, das machen die Schweizer schon seit über einhundert Jahren. Wer möchte schon hungrig eine Exkursion starten? «Der Morgen macht den Tag!», das hat uns Ferrero bereits gelehrt.

Weiter geht es in die Ferne nach Asien. Egal, ob es dich nach Malaysia, Sri Lanka, Thailand, Indien oder Pakistan zieht, eines wirst du dort immer finden: Curry. Das Schöne an Curry ist, dass es jeder so kreieren kann, wie er es will. Es gibt nicht «das eine» Curry-Rezept. Schon bei den Grundbestandteilen kannst du deinem individuellen Geschmack folgen. Es liegt ganz bei dir, welche Gewürze und Zutaten du mit traditionell indischem Ghee (sofern du es hier finden kannst), einfacher Butter oder Öl anbrätst. Ein gutes Curry braucht nicht notgedrungen Fleisch oder Fisch, es kann sogar völlig vegan zubereitet werden. Hier ein Vorschlag:

Risotto ai funghi

Zutaten für 2 Personen:

1 EL Butter
1 kleine Zwiebel
1 Knoblauchzehe
125 g Risottoreis
125 ml Weisswein
350 ml Gemüsebouillon
75 g Pilze
25 g Parmesan

Zubereitung:

1. Butter in Pfanne schmelzen
2. Fein gehackte Zwiebel und gepressten Knoblauch andämpfen, bis die Zwiebel glasig ist
3. Risottoreis hinzugeben und unter Rühren glasig werden lassen
4. Weisswein dazugiessen und einkochen lassen
5. Gemüsebouillon nach und nach hinzugeben, bis die Konsistenz vom Reis wie gewünscht ist
6. Pilze zwischendurch dazugeben
7. Zuletzt den Käse unterrühren und gegebenenfalls salzen
8. Das Risotto kann zusätzlich mit Butter oder Rahm verfeinert werden

«Breakfast for One» die Schweizer Art

Zutaten für eine Portion

50 g Haferflocken
1 TL Zimt
60 g (Mager-)Quark oder Joghurt
75 ml Milch
Spritzer Zitrone
1/2 bis 1 Banane
1 kleiner Apfel
je nach Belieben eine handvoll Nüsse,
5 g Kokosflocken und weiteres Obst

Zubereitung

1. Haferflocken und Zimt in einer Schüssel vermischen
2. Quark, Milch und Zitrone hinzugeben und alles miteinander vermengen
3. Banane und Apfel in Stücke schneiden und zu der Masse hinzugeben
4. Topping nach Wahl unterrühren

Ganz wichtig! Das Birchermüsli bereits am Abend vorbereiten und über Nacht in den Kühlschrank stellen, damit die Haferflocken für die optimale Konsistenz quellen können und der Quark die Süsse der Banane aufnimmt.

Nachdem wir alle satt wie eine Raupe sind, kann es so richtig losgehen: Wir starten in unserem Nachbarland Italien. Du denkst natürlich gleich an Pizza Hawaii und eventuell auch an «Teigwaren», wie der typische Schweizer die Nudeln nennt. Italiener können allerdings mehr als nur Ananas mit Schinken – wenn auch nicht ganz widerstandsfrei – auf einem runden Teig platzieren oder köstliche Pasta zubereiten. Wie wäre es deshalb mit einem leckeren, schnell zubereiteten Risotto?

Benjamin Glemser

Repetitorien-«Professor»



HSG statt Sonderschule

Bekannt durch seine Assessment-Repetitorien und seinen angeblichen 6.0 Bachelor-Schnitt. Wer ist der umstrittene Überflieger? Der tüchtige Unternehmer gibt exklusive Einblicke in sein vergangenes Studium und sein Leben danach.

Das Treffen mit Benjamin Glemser kam sehr spontan zustande. Eine kleine, hoch sachliche Auseinandersetzung in der Kommentarspalte unter einem seiner Posts und schon war das gegenseitige Interesse für ein Treffen geweckt. Spätabends treffen wir uns am Bahnhof St. Gallen und fahren gemeinsam zur Uni. Da das Adhoc an diesem Freitag nach acht Uhr nicht mehr geöffnet ist, ziehen wir uns in den – Achtung Ironie – gemütlichen Gründercontainer zurück. Es ist wohl nicht vermessen zu sagen, dass Benjamin Glemser unter denjenigen, die das Assessment hier an der HSG absolviert haben, ein mindestens so bekannter Name ist, wie Johannes Rüegg-Stürm oder gar Thomas Bieger. Bei einem Bier wollen wir den 32 Jahre alten HSG Alumnus aus Zürich kennenlernen.

Der Sagenumwobene

Ganz in der kritisch investigativen Tradition des prisma muss zu Beginn des Gesprächs eine wichtige Sache geklärt werden: Was ist dran am Gerücht, dass Glemser sein Assessment und/oder seinen Bachelor – je nach Erzählvariante – mit einem 6.0 Schnitt abgeschlossen haben soll? «Das ist wirklich ein Gerücht», antwortet der sympathische Wahlzürcher lachend. «Aber es war dennoch kein ganz schlechter Schnitt», ergänzt er. Das Überflieger-Image ist doch nicht ganz zerstört. Dass Glemser damals die HSG als seine Alma Mater ausgewählt hatte, liegt an den bekannten Gründen. «Meine Geschwister haben Medizin und Jura studiert. Ich wollte unbedingt BWL studieren und mit einem Abitur von 1.0 hat mich natürlich auch das Re-

nommee dieser Universität hierhin gezogen», erinnert er sich zurück. Glemser hat die Möglichkeit des Besuchs einer weiterführenden Schule seinen Eltern zu verdanken. Aber nicht im konventionellen, monetären Sinne. «Als ich zwischen drei und fünf Jahre alt war, hatte ich einige Mittelohrentzündungen», was zu einer temporären Einschränkung seines Gehörs geführt hat und folglich seine Aussprache deutlich beeinträchtigte. Hätten seine Eltern damals nicht für seine Einschulung in eine Regelschule gekämpft, wäre er stattdessen auf einer Sonderschule gelandet. «Nach drei Jahren intensivem Sprachtraining mit meinen Eltern und einer Logopädin hatte ich dieses Defizit dann aufgeholt», erzählt Glemser dankbar.

Sein Assessment beschreibt er als eine sehr intensive, aber schöne Zeit. Die Frage, ob es für ihn nicht einfach ein Spaziergang gewesen wäre, verneint er. «Ich habe viel Aufwand betrieben. Da mir aber der Stoff rund um die BWL Spass machte und ich mich sehr für die Thematiken begeistern konnte, fiel es mir sicher leichter, dieses Arbeitspensum zu leisten». Als grossen Vorteil des Studiums an der HSG nennt er in diesem Zusammenhang die Aufteilung in Semester und Lernphase. Da er die Lernphase voll «durchpeitschte» und nutzen konnte, blieb unter dem Semester auch gut Zeit für andere Aktivitäten und Projekte. Die ersten grossen Sommerferien verbrachte der tüchtige Glemser nicht etwa am Strand bei Sangria und Meeresrauschen, sondern arbeitete bereits an seinem Repetitorium, dass er bereits als 3.-Semester-Student für den Assessment-Stoff anbot.

Studentenjob: Professor

Die Idee für ein Repetitorium war nicht neu. «Es gab bereits vor mir solche Angebote. Der Unterschied ist aber, dass ich damals mit der Qualität nicht zufrieden war.» Im ersten Jahr, in dem er seine Kurse anbot, fanden diese sogar noch im Audimax statt. Die Miete betrug damals etwa 7000 Franken und der Raum musste gebucht werden, bevor auch nur eine einzige Anmeldung eingegangen war. «Ich habe damals mein komplettes Vermögen in diese Idee gesteckt (etwa 13000 Franken). In der Vorlesungspause bei Rüegg-Stürm habe ich den Kurs damals zum ersten Mal gepitched. Es hat dann auch finanziell funktioniert zum Glück. Am Weihnachtsabend 2008 (3. Semester von Glemser) habe ich meinen Eltern erzählt, dass sie ab sofort nicht mehr für mein Studium finanziell aufkommen müssen», erinnert sich Glemser stolz zurück.

Für ihn selbst bedeuten diese Repetitorien noch heute, dass er während dieser Veranstaltungen 16 Stunden am Tag vor den Kursteilnehmern steht und mit ihnen auf das Bestehen der Prüfung hinarbeitet. «Genau dies ist auch der Sinn dieser Kurse: Das Bestehen des Assessments. Ich habe keinen Lehrauftrag, wie die Universität», führt Glemser den Unterschied aus. Meist trägt er dabei Turnschuhe: «Ich bin es schlicht nicht gewohnt, so lange durchgehend zu stehen.» Dass seine Kurse jedes Jahr aufs Neue gut besucht sind, zieht er als Qualitätsmerkmal heran: «Das meiste läuft über Mund-zu-Mund-Propaganda. Wären die Teilnehmer nicht zufrieden, würde das Produkt schnell eingehen». Die Existenz seiner Kurse sieht Glemser nicht als Kritik an den Lehr- und Lern-

methoden der Universität oder ihrer Institute. «Die Kurse sind ein Resultat aus dem System der Selektion im Assessmentjahr. Solange die Kurse gut sind und dieses System weiterhin besteht, wird es auch einen Markt für Kurse geben», prophezeit Glemser. Das Unterrichten mache ihm Spass, «und ausserdem kann es im Berufsalltag als Consultant ein grosser Vorteil sein, wenn man das eine oder andere Konzept aus dem Assessment-Stoff auch Jahre danach noch aus dem Ärmel schütteln kann», erzählt Glemser lächelnd. Eine Professur strebt er nicht an; «Mir wäre es schlicht zu zeitaufwendig, die dafür nötigen formellen Ausbildungsschritte zu durchlaufen. Zudem liebe ich die Lehre mehr als die Forschung. Da bleibe ich lieber auf dem freien Markt.»

Natürlich geht es dabei auch ums liebe Geld. Mit Schätzungsweise 400 000 Franken Umsatz durch die Repetitorien lässt sich auch Geld verdienen. Das Spannungsfeld, dass sich hier zwischen seinem Bezahl-Angebot und der Idee von Chancengleichheit in der Bildung ergibt, anerkennt er: «Ja, das ist leider unumgänglich.»

«Karriere ist wie Tour de France»

Nach seinem Bachelor-Studium an der HSG zog es Glemser – klassisch

BWLER – ins Consulting. Für sechs Jahre blieb er McKinsey treu. «Das Consulting fand ich hoch interessant!», fasst er die vergangene Zeit zusammen. Natürlich gebe es auch lange Arbeitstage. Dieser Umstand an sich sei aber nicht die grösste Herausforderung: «Unpredictability ist das grössere Problem. Es ist problemlos möglich, dass der Klient um 19 Uhr in den Teamraum kommt und erklärt, dass er dieses und jenes am nächsten Morgen auf dem Tisch haben will. Dann gibts halt eine spontane Nachtschicht.» Folglich ist es unumgänglich, dass das Privatleben Abstriche hinnehmen muss. «Unter der Woche ist es nahezu unmöglich etwas verbindlich mit Freunden zu planen», erzählt Glemser aus seinen Erfahrungen. Nichtsdestotrotz bleibe es eine sehr interessante Branche, in der man viele wertvolle Erfahrungen sammeln kann.

Mittlerweile hat sich aber bereits wieder eine grössere Veränderung in seinem Leben getan. Nach seinem MBA an der Wharton School und dem Ausstieg bei McKinsey hat Glemser das Erwerbsleben in der Rolle eines Angestellten verlassen. «Ich bin nun wieder mein eigener Chef», sagt er zufrieden. Seine neueste Kreation ist das Unternehmen

«impakt360». Hier bietet er ein Trainings-Programm an, welches auf junge Manager ausgerichtet ist und sich ausschliesslich auf People Skills konzentriert. «Ich habe im Verlauf meiner eigenen Karriere gemerkt, wie zentral solche Kompetenzen heute sind und wieviel Potenzial in diesem Bereich noch steckt», erklärt er seine Beweggründe. Seine Haupttätigkeit in den letzten Wochen war folglich auch ganz auf «people» ausgerichtet: «Ich war grössten Teils einfach nur am Netzwerken: Dies bedeutet, so viele interessante Personen wie möglich zu treffen und von ihnen zu lernen. Allein in den letzten beiden Monaten hat er sich mit mehr als 4 000 CEOs und Geschäftsführern auf LinkedIn vernetzt.»

Als Karriere-Tipp für uns Studierende würde er auch genau dies geben: Netzwerken. «Es geht dabei nicht primär darum, mit irgendwelchen Firmenvertretern ein paar wenige Minuten zu sprechen», konkretisiert er. Vielmehr solle man sich als HSG-Studierender mit seinen Kommilitonen über die Jahrgänge hinweg intensiv austauschen. Am einfachsten natürlich in Vereinen. «Freunde von Freunden, die ich damals in den Anfängen bei START kennengelernt habe, begegnen mir auch jetzt beruflich öfters. Zudem glaubt er, dass Studierende sich zu viele Gedanken darüber machen, welches Internship sie machen und ob eine unkonventionelle Wahl negative Folgen haben könnte. Sein Ratschlag: «Von 20 bis 30 sollte man so viel wie möglich lernen. Von 30 bis 40 wird Karriere gemacht. Wer mit 40 nicht auf einer gewissen Position angekommen ist, wird es auch mit 50 nicht schaffen. Dies ist hart, aber die Realität.»

Ganz zum Schluss des Gesprächs folgt dann noch ein Tipp, von dem ich bis heute nicht ganz weiss, wie ernst ihn Glemser gemeint hat: «Karriere ist wie die Tour de France. Besser immer ganz dicht am Hintern des Vordermannes bleiben», worauf auch er selbst laut loslachen muss. Ob das nun stimmt oder nicht. Eines hat er mit diesem Stromberg-Zitat bewiesen: Humor hat er auch, der kluge Mann.

In der Freizeit gerne auf dem Segelboot unterwegs: Benjamin Glemser.





Der 73-Jährige war gemäss eigener Aussage sein ganzes Leben lang ein Rebell.

Interview

«Ich bemühe mich nicht, zu flirten»

Everybody's Darling wollte der 73-jährige Roger Schawinski nie sein. Der HSG-Alumnus und «Schawinski»-Moderator erzählt, wie man Leute am besten unterbricht und wieso er Roger Köppel nur noch «Grüezi» sagt.

Wer sind Sie?

Ich bin der, der diese Frage seit rund vierzig Jahren stellt. Es ist noch immer die beste aller Fragen, da sie an den Kern der Persönlichkeit herangeht. Die meisten Menschen sind ein Stück weit überfragt – Selbstreflexion ist etwas vom Schwierigsten überhaupt. Ich persönlich bin ein Journalist, der seine Karriere bereits an der Hochschule in St. Gallen lancierte. Mein ganzes Leben lang war ich ein Rebell. Ich blieb mir immer treu, nicht zuletzt auch politisch.

Sie sind 73 Jahre alt. Wie viel arbeiten Sie noch?

Das variiert sehr stark. Ich finde immer wieder neue Ideen und «Euphorien», welche mich packen. Ich bin gerade wieder an einem neuen Projekt. Sendungen zu machen ist für mich eine Form von Gehirnjogging, das mich wachhält und therapiert.

Um was für ein neues Projekt handelt es sich?

Ich hatte die Idee für ein neues Mediengesetz, das sich zurzeit in der Vernehmlassung befindet. Bei den Parteien und Verbänden stosse ich damit auf relativ grosses Echo. Es scheint, als hätte ich eine Idee gefunden, die dem Zeitgeist entspricht.

Wieso landeten Sie im Journalismus?

Das hat mich schon immer interessiert. Bereits in der Mittelschule begann ich mit dem Schreiben. Im Prisma schrieb ich den ersten politischen Artikel, den es jemals gab. Ich hinterfragte schon immer gerne, was passiert. Das entwickelte sich schnell zu meiner Leidenschaft.

Also spielte Ihr Interesse für die Politik eine zentrale Rolle.

Ich war von allem Anfang an extrem politisch interessiert. Mit zehn Jahren begann ich, den «Tagesanzeiger» zu lesen. Seit ich 14 Jahre alt bin, lese ich den «Spiegel». Ich wollte immer alles wissen.

Sie waren während Ihrer Studentenzzeit aber nicht nur journalistisch engagiert.

1968 war ich auch noch im Komitee des Hochschulballs und spielte im Hochschultheater die Hauptrolle. Ich weiss gar nicht, ob ich damals überhaupt noch Zeit fand, um zu studieren (*lacht*). Ich war ein Macher und einer, der bereit war, sich ins Rampenlicht zu stellen.

Wie schaffen Sie es, bis ins hohe Alter von journalistischer Relevanz zu bleiben?

Ich informiere mich rund um die Uhr umfassend. Zudem mache ich bei Ra-

dio 1 jede Woche eine Sendung mit Markus Somm von der «Basler Zeitung». Er hat immer eine andere Meinung als ich. Das ist besonders gut für mich, da ich ja jemanden brauche, der falsch liegt – just a joke (*lacht*). Ich liebe die Auseinandersetzung mit Menschen, die völlig andere Meinungen vertreten. Debatten sind äusserst wichtig, werden in der Schweiz aber zu wenig gepflegt. Beachtet man die Debatte im Parlament, ist diese gelinde gesagt nicht immer auf höchstem Niveau.

Auch die Medien befinden sich in einem Kampf um Relevanz. Welche Zukunft prophezeien Sie dem Qualitätsjournalismus?

Das Angebot an Qualitätsjournalismus wird nach wie vor vorhanden sein. Die Frage ist nur, ob zukünftig auch die Nachfrage noch vorhanden sein wird. Viele junge Leute lassen die Finger von längeren Artikeln. Die Folge davon ist, dass zunehmend verkürzt wird, wodurch viele Differenzierungen wegfallen.

In diesem Zusammenhang beschäftigen Sie sich sehr stark mit den USA.

Qualitätsjournalismus ist vor allem in Amerika wichtiger denn je. Trumps Vorwürfen bezüglich «Fake News» kann man nur widerstehen, indem man Qualität liefert. Die besten amerikanischen Medien machen das. Die «New York Times» und die «Washington Post» sind die einzigen Zeitungen, die ich online abonniert habe. Diese haben aufgerüstet und mehr Journalisten als je zuvor. Alle heissen Geschichten wurden von diesen beiden Häusern aufgedeckt. Ohne die beiden Zeitungen wäre massiv weniger über Trump, seine Leute und sein Verhalten bekannt. In der Schweiz müsste diesem Beispiel gefolgt werden. Leider werden die Redaktionen aber zurückgestutzt. Journalisten werden nur noch als Kostenfaktor betrachtet.

Welche Rolle spielen die Klickzahlen?

Früher wusste man nicht, welcher Artikel von wie vielen Leuten gelesen wurde. Das hatte sowohl positive als auch negative Aspekte. Die Klickzahlen fungieren als wahnsinnige Guillotine. Das ist eine grosse Gefahr. Gewisse Online-Medien orientieren sich ausschliesslich an den Klickzahlen –

eine fatale Entwicklung. Ich erhalte keine Push-Meldungen, das will ich nicht. Teilweise werden groteske, irrelevante Dinge als wichtige, alarmierende Meldung verbreitet.

Wie wird das weitergehen?

Sowohl im Werbe- als auch im Lesermarkt geht es steil bergab. Radio und Fernsehen halten sich hingegen sehr gut. Es sind vor allem die Zeitungen, der Bannwald der Demokratie, wie es früher hiess, der arg dezimiert wird. Papier wird wohl irgendwann gänzlich verschwinden, Lesen wird aber im Internet in anderer Form trotzdem noch stattfinden.

Sie kritisieren andere Journalisten, wie beispielsweise Roger Köppel, politisch aktiv zu sein. Könnte das nicht auch Ihnen vorgehalten werden?

Ich kritisiere das nach wie vor. Ich kann nicht über Angelegenheiten berichten, in welchen ich Loyalitäten habe oder verletzen könnte. Deshalb finde ich es falsch, wenn Journalisten Parteien angehören oder gar noch wichtige Funktionen ausüben.

Wieso gibt es das Format «Roger gegen Roger» nicht mehr?

Ich habe Roger Köppel ausgeladen. Er hat sich in einer für mich inakzeptablen Form verhalten. Im Fall «Sarasin» hat er sich meines Erachtens dermassen unlauter verhalten, dass ich zum Schluss kam, dass ich mit einem solchen Menschen nichts mehr zu tun haben will. Aufgrund Köppels Doppelrolle als Journalist und Politiker würde es das Format aber auch ohne diese Causa nicht mehr geben. Wenn ich ihn sehe, sage ich ihm freundlich «Grüezi». Meine Zeit, die ich mit ihm verbracht habe, ist aber zu Ende.

Wie gehen Sie mit Kritik um?

Ich hatte nie Angst zu polarisieren. Ich wollte nie «Everybody's Darling» sein. Ich stehe für gewisse Dinge ein, habe eine Haltung und äussere diese auch.

Wie schwierig ist es für Sie, Ihre Emotionen im Griff zu haben?

Ich will meine Emotionen nicht verstecken. Ich möchte kein Moderator sein, der alles weglächelt und moderiert. Ich will möglichst echte Gesprächssituationen hinkriegen und nicht etwas Antiseptisches wie es in gewissen anderen Sendungen der Fall ist.

Man merkt Ihnen sofort an, ob Sie das Gegenüber mögen oder nicht. Sind Sie parteiisch?

Ich spiele keine falsche Objektivität vor. Ich gebe allen eine Chance und bin allen gegenüber kritisch. Ich trete nicht als Neutrum auf, sondern habe sowohl Sympathie als auch Antipathie gegenüber meinen Gesprächspartnern. Sehr oft bin ich in einer antithetischen Position und stelle kritische Fragen. Nur aufgrund dieser kritischen Fragen bringe ich die Gäste dazu, sich nicht nur von ihrer Schokoladenseite zu präsentieren.

Wie schwierig ist es für Sie, Frauen zu interviewen?

Generell versucht man, mit Frauen etwas charmanter zu sein.

Ist das fair?

Ich bemühe mich nicht zu flirten. Es gab aber auch schon Frauen, die versucht haben, mit mir zu flirten und mich milde zu stimmen.

Sie interviewen nicht mehr so knallhart wie beispielsweise vor sieben Jahren, als «Schawinski» Premiere feierte.

Das ist möglich. Ich bin auch etwas relaxter und habe im Rahmen dieser Sendung viel mehr Erfahrung. Im Vergleich zu anderen Sendungen bin ich aber noch immer alles andere als soft. Früher bekam ich stets die Kritik, dass ich zu hart bin und zu viel dreinrede. Und jetzt wird kritisiert, dass ich nicht mehr so bin. Die Kritik, dass ich zu viel unterbreche, ist in letzter Zeit stark zurückgegangen. Übrigens: Beim Unterbrechen muss man darauf achten, wenigstens bis zum Komma zu warten (*lacht*).

Wie viel Zeit nimmt die Vorbereitung einer «Schawinski»-Sendung in Anspruch?

Das Wichtigste ist, einen passenden Gast zu finden. Ich habe sehr viele Absagen von Frauen, was ich sehr schade finde. Ein Aeschbacher hat bedeutend weniger Probleme, Gäste zu finden. In seiner Sendung wird man anders oder vielleicht auch überhaupt nicht gefordert. Vor jeder Sendung erhalte ich von meiner Produzentin ein 60-seitiges Dossier über meinen Gast. Übers Wochenende denke ich mir die Dramaturgie des Gesprächs aus und schreibe diese in einem Skript nieder. Am frühen Montagabend gilt es dann ernst.

Dieses Jahr erschien Ihr Buch «Verschwörung! Die fanatische Jagd nach dem Bösen in der Welt», in welchem Sie Daniele Ganser stark kritisieren – was hat er Ihnen angetan?

In der berühmten Skandal-Arena hatte ich den Eindruck, dass Daniele Ganser die Sendung gekapert hat und immer nur über seine Themen diskutieren wollte. Anschliessend wurde ich mit unzähligen hässlichen Mails von Verschwörungstheoretikern eingedeckt. So merkte ich, dass in diesem Bereich eine riesige Szene im Untergrund existiert. Klassische Medien wollen sich mit dieser Thematik jedoch nicht auseinandersetzen. Deshalb begann ich zu recherchieren und schrieb dieses Buch.

Was müsste passieren, damit Sie sich mit Daniele Ganser an einen Tisch setzen?

Ich wollte mit Daniele Ganser ein Interview führen, jedoch verweigerte er sich. Kritischen Fragen stellt er sich nicht. Er versteckt sich in seiner Glasglocke.

Was bedeutet es für Sie, dass Ihre Tochter zurzeit ebenfalls an der HSG studiert?

Das hat sich so ergeben. Meine ältere Tochter wurde Medizinerin, mein Sohn Astrophysik-Professor. Jedes Kind soll das tun, was es will. Meine Aufgabe ist es, diesen Weg zu erleichtern und sie in dem zu unterstützen,

was sie tun möchten. Ich war sehr überrascht, als mir Lea ihren Entschluss mitteilte. Natürlich hat es mich gefreut – nach wie vor habe ich eine emotionale Beziehung zur HSG.

Bekommen Sie durch Ihre Tochter etwas von den an der HSG gelehrt Inhalten mit?

Die vierte Generation des St. Galler Management-Modells zeigt auf, dass die Diskrepanz zwischen Theorie und Realität grotesk ist. Meine Tochter zeigte mir die riesigen Stapel an Lernkärtchen. Was diese teilweise enthalten, ist nicht gerade realitätsnah. Es scheint, als wäre es nur ein Selektionsinstrument. Wissen über das Funktionieren von Unternehmen vermittelt es jedenfalls kaum. Generell ist das Studium heute aber viel anforderungsreicher als zu meiner Zeit.

Welche Fähigkeit, die Sie aus Ihrem Studium an der HSG mitnehmen konnten, hilft Ihnen am meisten durchs Leben?

Als ich meinen Dokortitel erlangte kam ich zur Erkenntnis, dass ich mich von Doktoren und Professoren nicht ins Bockshorn jagen lassen muss. Mein eigener Titel brachte mir viel Selbstbewusstsein und das half mir sehr. Damals wurde man an der Hochschule St.Gallen darauf getrimmt, bei grossen Firmen eine steile Karriere zu machen – das wollte ich persönlich aber nicht.

Sie blicken auf ein langes Leben zurück. Gab es Punkte in Ihrem Leben, an denen Sie scheiterten?

Ich hatte Rückschläge, klar. Zu Beginn von Radio24 wurde der Sender dreimal geschlossen. Dort dachte ich jeweils, dass nun alles zu Ende sei, da ich über keinerlei Ideen mehr verfügte. Selbst in solchen Momenten muss man aber das eine Prozent Wahrscheinlichkeit suchen, um das Ganze zur Wende zu bringen – also nie aufgeben! Damit hatte ich Erfolg.

Haben Sie auch schon an einen Rücktritt gedacht?

Ich leite zwei Radiosender mit mehrheitlich jungen Leuten. Ich habe den Eindruck, dass die Mitarbeitenden nicht das Gefühl haben, dass ich ihnen als «alter Sack» im Weg stehe. Im Gegenteil: Ich bin da, um den Menschen Chancen zu geben und sie als Mentor zu begleiten. Als älterer Moderator kann ich zudem viel Erfahrung einbringen und mit vielen – auch mächtigen – Leuten auf Augenhöhe sprechen. Solange ich noch abrufen kann, einigermassen erträglich ausschauen und man mich noch will, mache ich weiter. Es wird aber wie bei allen von uns zu Ende gehen, das weiss ich. Und das ist gut so.

Bilder

Fabian Kleeb



Interview

Fabian Kleeb, Alessandro Massaro & Darya Vasylyeva

Schawinskis Tochter Lea tritt in die Fussstapfen ihres Vaters und studiert ebenfalls an der HSG.



Die Umfrage

Umfrage/Bilder



Jana Pensa & Johanna Bengtson

**Yves Bregnard, 7. Semester
MSC**

Die Heimat ist für mich Familie und Freunde.



**Luca Guerrini, 1. Semester
Assessment**

Home is a place where I can just chill and just do the things I want.



**Elisabeth Aicher, 1. Semester
Assessment**

Für mich ist Heimat, wenn ich nach Hause komme und chille und dann mit Freunden etwas trinken gehe. Und wenn ich danach von der Mama oder dem Papa was gekocht bekomme, weil ich selber nicht kochen kann - #yolo...



**Nicolas Peikert, 2. Semester
MIA**

Meine Heimat ist blau-weiss.



Was bedeutet Heimat für dich?

Louane Bedouie, 2. Semester Austausch

Wein, Käse und so, weil ich aus Frankreich komme – es ist auch mit der Familie verbunden. Ich würde Heimat auch mit politischen Bestrebungen verbinden, weil wir in Frankreich mehr Widerstand leisten und ich mich daran gewöhnt bin.



Guy de Spindler, 1. Semester Assessment

Für mich ist Heimat der Ort, wo ich mich zu Hause fühle und meine Familie lebt. Einfach da, wo ich aufgewachsen bin und ich mich an Menschen und Institutionen gebunden fühle.



Daniel Büttikofer, 3. Semester BWL

Heimat ist für mich, wo meine Freunde sind, wo meine Familie ist und wo ich das Gymnasium gemacht habe.



Sonja Hasler, 3. Semester BWL

Heimat ist für mich der Ort, wo man sich wohlfühlt und man Freunde und Familie hat. Es kommt nicht darauf an, wo man geboren ist, sondern Heimat ist einfach da, wo man gern ist und wohin man immer gerne wieder zurückgeht. Es ist dort, wo man seine Familie und Freunde hat, wo man sich geborgen fühlt. Ich denke, die Heimat kann sich im Verlaufe des Lebens auch ändern; man hat vielleicht als Kind eine andere Heimat als als Erwachsener.



Wir stellen vor: Der diesjährige RI-Vorstand

Jedes Jahr wird der RI-Vorstand neu zusammengesetzt; da im Projekt die verschiedenen Persönlichkeiten von zentraler Wichtigkeit sind, findet Ihr hier heraus, welche Tour mit welchem Chair Euch zusagen könnte.

Das Ressort International ist eine Initiative der Studentenschaft der Universität St.Gallen. Ihr Ziel ist es, durch die Organisation und Durchführung internationaler Austausche mit Studierenden aus der ganzen Welt die eigenen internationalen Erfahrungen zu erweitern und interkulturelle Kom-

petenzen zu fördern. Hierbei bleiben im Nachhinein vor allem die Kontakte zu den einzelnen Studierenden aus den verschiedenen Ländern und Kulturen bestehen. Da diese massgeblich zur einzigartigen Erfahrung des Projekts beitragen, werden im Folgenden die Chairs der einzelnen Touren kurz vorgestellt, die Euch eine unvergessli-

che Reise bescheren könnten. Hier stehen sie Rede und Antwort, was sie zum RI bewogen hat (1), was sie vom Projekt erwarten (2) und was das RI für sie persönlich bedeutet (3).

Text
Ressort International



Olivia Aeberli

Präsidentin 2018/19, 22-jährig, 5. Semester Law & Economics

1. Im letzten Jahr durfte ich an der Magellan-Tour in Kolumbien teilnehmen. Da konnte ich das RI von seiner besten Seite kennenlernen und wollte mich dementsprechend auch engagieren.
2. Ich freue mich auf eine gute Zeit mit meinem Team und unzählige spannende, lehrreiche, herausfordernde und schöne Momente.
3. Das RI ist für mich der Inbegriff von Horizontenerweiterung und dem Schritt aus der Komfortzone raus. Dementsprechend bedeutet, dass RI für mich, Kulturen authentisch und einzigartig zu erleben.



Ines Morales

Vizepräsidentin/Finanzvorstand 2018/19, 20-jährig, 3. Semester International Affairs

1. Meine Motivation für das RI ist einfach: Leute kennenlernen, neue Kulturen entdecken und dabei viele Erfahrungen sammeln. Das RI hat dafür einiges zu bieten.
2. Ich erwarte ein offenes, herzliches und arbeitsmotiviertes Team und begeisterte Participants, damit das Engagement beim RI auch Spass macht.
3. Das RI ist für mich nicht nur ein Verein, sondern ein Lifestyle. Man lernt viele Leute kennen, erlebt den kulturellen Austausch mit Einblicken in andere Länder und Kontinente, die man sonst nie erleben würde.



Martin Gaupp

Chairman Mandarin 2018/19, 23-jährig, 5. Semester Law & Economics

1. Nach meiner Teilnahme an der Euro-Tour 2018, war ich vom RI absolut begeistert und wollte selbst einen Beitrag dazu leisten, dass viele weitere Studenten der HSG die Möglichkeit erhalten, eine mindestens so spannende und eindrückliche Reise erleben zu können.
2. Die Herausforderung in einem kleinen Team mit beschränktem Budget einen unvergessliche Reise zu organisieren und schliesslich den ausländischen Studierenden die Schweiz näher zu bringen.
3. Das RI steht für unverfälschte Einblicke in eine andere Kultur und die Chance, andere Denkweisen viel besser zu verstehen.



Anna Rosa Pleyer

Chairwoman International Week 2018/19,
19-jährig, 3. Semester Betriebswirtschaftslehre

1. Meine Liebe zum Reisen und mein Interesse am Kennenlernen verschiedener Kulturen hat mich zum RI gebracht. Die International Week motiviert mich vor allem durch den Kontakt zu Personen aus aller Welt und das Zusammentreffen verschiedenster Lebensweisen und Ansichten während nur einer Woche.
2. Ich erwarte eine spannende Woche in der Schweiz, in der jeder Teilnehmende von einem attraktiven und interessanten Programm profitieren und internationale Freundschaften knüpfen kann.
3. RI bedeutet für mich, gemeinsam coole Projekte produktiv auf die Beine zu stellen, sich jederzeit auf die Hilfe und eine gute Zusammenarbeit mit den anderen Mitgliedern verlassen zu können und Spass mit guten Freunden zu haben.



Alina Güttinger

Chairwoman Magellan 2018/19, 20-jährig,
5. Semester International Affairs

1. Ich sehe Magellan 2018/19 als ideale Möglichkeit, mich an der Universität zu engagieren und dabei meine Leidenschaft fürs Reisen mit ersten Erfahrungen im Projektmanagement zu verbinden. Mein persönliches Ziel ist es, unseren Teilnehmern aus Chile einmalige Einblicke in die Wirtschaft, Kultur, Politik und Umwelt der Schweiz zu verschaffen und ihnen dadurch meine Heimat näherzubringen.
2. Ich erwarte eine zeitintensive Vorbereitung des Projekts mit vielen Herausforderungen. Gleichzeitig bin ich davon überzeugt, dass sich der Aufwand lohnen wird und wir sowohl in der Schweiz als auch in Chile eine unvergessliche Zeit zusammen erleben werden.
3. Das RI gewährleistet und fördert den interkulturellen Austausch an unserer Universität. Durch unsere Touren und das Buddysystem haben wir als Studenten die Chance, fremde Länder und Kulturen auf einer sehr persönlichen Ebene kennenzulernen.



Giuliano Ligi

Chairman EuroTour 2018/19, 23-jährig, 3. Semester
Law & Economics

1. Meine bisherigen zwei Touren als Teilnehmer in Singapur und Ecuador mit dem RI waren wirklich «the experience of a lifetime», weshalb es für mich klar war, dieses Jahr dem RI etwas zurückzugeben. Auf der EuroTour war ich noch nie, jedoch bin ich mir bewusst, dass unser Kontinent von einer extremen Vielfalt an Kulturen lebt.
2. Neben dem interkulturellen Austausch im Balkan, freue ich mich auch darauf, einige interessante Gespräche mit den verschiedenen Charakteren der HSG führen zu können. Die EuroTour möchte ich mit einem möglichst heterogenen Team bereichern. Bist du einzigartig? Dann bist Du bei mir richtig!
3. Im intensiven Austausch während einer langen 24/7 Periode muss man flexibel, allzeit motiviert und positiv gestimmt sein. Unsere Projekte bieten die perfekte Entfaltungsmöglichkeit für jene Charaktere, die unterschiedliche Weltanschauungen pflegen und diese ausleben wollen.



Benedikt Boehme

Marketingvorstand 2018/19, 21-jährig, 5. Semester
International Affairs

1. Schon vor einem Jahr durfte ich an der CANTONese Tour (neu Mandarin) in China teilnehmen. Im Rahmen dieser Tour habe ich das RI von seiner besten Seite kennengelernt. Nach einem einjährigen Engagement beim ISC wollte ich mich weiterhin an der Uni einsetzen und entschied mich für das RI.
2. Ein unvergessliches Jahr in dem wir gemeinsam mit unserem Team das RI weiterentwickeln, Erfahrungen sammeln und am Ende auf ein erfolgreiches Jahr zurückblicken können.
3. Für mich bedeutet RI das Kennenlernen anderer Kulturen und somit die Akzeptanz und das Verständnis für ebendiese zu stärken und zu fördern.



Joanna Joos

Chairwoman ACT 2018/19, 20-jährig, Assessment

1. Neben dem Reisen liebe ich es, neue Leute und deren Kulturen kennenzulernen. Mein Interesse wurde geweckt, als mir ein Bekannter von seiner RI Erfahrung erzählt hat. Mich motiviert es, ein solches Projekt mit einem harmonischen Team auf die Beine zu stellen, wobei die Studenten in kultureller, sozialer und wirtschaftlicher Weise profitieren können.
2. Ich erwarte eine schöne, erlebnisreiche Zeit, in der man Erfahrungen mit anderen Kulturen sammeln kann und lebenslange, internationale Freundschaften knüpfen wird. Es wird ein interessantes Projekt, das man nicht so schnell wieder vergisst.
3. Das RI bedeutet für mich nicht nur sich Respekt und Verständnis gegenüber verschiedenen Kulturen anzueignen, sondern auch wirtschaftliches und politisches Wissen aufzubauen, verbunden mit Vergnügen und engen Freundschaften.



Jonas Glatz

Chairman Mayflower 2018/19, 24-jährig, 5.
Semester BWL

1. Durch mein schönstes Hobby, dem Gleitschirmfliegen, hat sich bei mir das Interesse am Reisen sehr ausgeprägt. Aufgrund dessen bin ich durch die Stände im Aulagebäude und einigen Kontakten schnell aufs RI gestossen. An Nordamerika bin ich seit geraumer Zeit sehr interessiert, wobei mich der interkulturelle Austausch auf diesem Planeten am meisten motiviert.
2. Zunächst einmal muss natürlich eine gemeinsame, saubere Organisation möglich werden. Schliesslich sollen jedoch auch Werte der durchmischten Kameradschaft und viel Spass und Freude am Programm jedem Teilnehmer eine einmalige Kanadareise ermöglichen.
3. Das RI bietet mir die perfekte Abwechslung zum sonstigen Studentenalltag. Zumal das Reisen eine Einsicht in eine andere Kultur ermöglicht, sollte man diese Zeit geniessen und schätzen lernen, so kann es auf jeden Fall eine gute gemeinsame Zeit werden.



Die Teilnehmer der Summer School vor der Kulisse des Coworking Space.

Vorgeschmack auf die neue BWL-Reform

Code ist die Sprache der digitalen Welt. Wie jede Fremdsprache gilt es diese erst zu lernen. Die SHSG hat erstmals mit der Summer School ein Coding Bootcamp lanciert. Damit nimmt sie Ihre wichtige Aufgabe wahr und bietet den Studierenden eine sehnsüchtig erwartete Weiterbildungsmöglichkeit an.

Die Luft ist schwer, verbraucht und geschwängert von einem Geruch nach Arbeit. Lautes Tastaturgehäusche hallt durch den Raum. Schwarze Vorhänge verhindern, dass die strahlende Sonne ein bleiches Gesicht zum Vorschein bringt. Ein «Nerd» schaut in einen Bildschirm, welcher irgendwelche Zahlen und Buchstaben auf einem schwarzen Hintergrund zeigt. Er programmiert, kommuniziert in einer fremden Sprache. Der gewöhnliche Normalsterbliche kann damit überhaupt nichts anfangen. Das Handhaben eines Computers, Smartphones oder anderen elektronischen Gadgets geht gerade noch, aber sobald es weiter in die Tiefe geht, sobald es um ein grundlegendes Verständnis geht, sind die meisten mit ihrem Latein am Ende.

Die meisten Leute trauen sich nicht an diese komplizierte Materie heran. Die Wichtigkeit dieser neuen

«Fremdsprache» wird von vielen nicht eingesehen. Das Bild des klassischen Nerds sollte langsam hinterfragt werden. Denn Code ist die Sprache der digitalen Welt. Wer sie nicht lernt, gehört zu den neuen Analphabeten.

Informatik an der HSG

Die Universität St. Gallen will künftig Informatikstudiengänge anbieten und baut eine School of Information and Computing Science auf. IT wurde als wichtige Thematik in der aktuellen Umwelt erkannt, welche durch die Digitalisierung geprägt ist. Es sollte zu den Grundaufgaben einer Wirtschaftsuniversität gehören, sich mit Informatik zu befassen.

Im Rahmen der IT-Bildungsoffensive des Kantons sollen fünf neue Informatik-Lehrstühle mit insgesamt 27 Dozierenden geschaffen

werden. Diese sollen rund 100 Bachelor- und 50 Master-Studierende ausbilden. Bei einer Annahme der Initiative könnten die ersten Studierenden im Herbst 2020 beginnen. Im ersten Drittel des Studiums geht es um Grundlagen der Informatik – etwa Programmieren und Arbeiten mit Datenbanken. Im zweiten Drittel kommt die Wirtschaftsinformatik ins Spiel, etwa mit Konstruktionslehre und Produktentwicklung. Im letzten Drittel sind Inhalte aus Betriebs- und Volkswirtschaft, Mathematik und Recht angedacht.

HSG hat Digitalisierung verschlafen – die SHSG nicht

In einer Welt, wo Daten das neue Öl sind, werden ständig neue Technologien in unser tägliches Leben integriert. Um erfolgreiche «leaders of tomorrow» zu werden, ist es unab-

dingbar, dass die Studierenden der heutigen Zeit ein tiefes Verständnis der digitalen Welt gewinnen.

Die HSG hat im Gegensatz zur ETH diese Entwicklung verschlafen – ganz im Gegensatz zur SHSG, die vom 29. August bis 11. September zum ersten Mal das «Summer Coding Bootcamp» für 35 Studierende veranstaltet hat. Der Workshop wurde einerseits entwickelt, um der hohen Nachfrage nach Technologie-Kursen nachzukommen und andererseits zielt der Kurs darauf ab, den Teilnehmern eine grundlegende Einführung zu geben. Während der zwei Wochen haben sich die Teilnehmer mit «Internet of Things», «Web Development», «Crypto & Blockchain» und «AI & Machine Learning» auseinandergesetzt. Dabei war Python die Programmiersprache, welche über den ganzen Workshop hinweg genauer kennengelernt wurde. Die Teilnahmegebühr betrug 99 Franken, wobei die Kosten pro Studierenden bei etwas mehr als 1000 Franken lagen. Finanziert hat die SHSG den Kurs mit verschiedenen Sponsoren, wie Namics und Start Feld – denn im Gegensatz zur Universität kann sie das.

Die Studierenden waren zu Beginn noch etwas eingeschüchtert von der unbekanntem Materie, weshalb es für die Veranstalter ein Ziel war, sie nach und nach in das unbekannte Feld einzuführen. Von Vorteil war, dass sämtliche Teilnehmer Anfänger waren. Alberto Bacchelli, Professor für Empirical Software Engineering an der Universität Zürich, leitete den Kurs. Wie verschiedenste Rückmeldungen bestätigen, gelang es ihm die unbekannte und komplizierte Materie einfach zu vermitteln. Dabei half sicherlich die Struktur des Workshops, wobei er während 20 Minuten Inputs gab und die Teilnehmer dann eigenständig an Übungen arbeiten liess. Ihm zur Seite standen sieben Coaches. Momentan gibt der Kurs noch keine Credits. Die SHSG befindet sich jedoch im Gespräch mit der Uni und das Ziel ist, den Workshop als vollwertigen Uni Kurs zu etablieren. In der Zukunft sollen 70-100 Studierende an der Summer School teilnehmen können.

In der heutigen Zeit, die sich ständig wandelt, ist Code mehr als nur eine einfache, wünschenswerte Fertigkeit. Wer Code versteht, wird auch die Welt besser verstehen.



Text

Alessandro Massaro



Bilder

SHSG

Das Airbnb für Fahrzeuge

«Turo» ist die Plattform für Erkunder, der peer-to-peer Autoverleih, der euch Reisen, Umziehen und Angebote vereinfachen oder einen willkommenen Zustupf generieren kann.

Wer liebt es nicht? Die Haare wehen im Fahrtwind, die Sonnenbrille sitzt und mit der Musikanlage auf voller Lautstärke fährt man der Sonne entgegen. Um einen herum nur Wüste, Highways, Fjorde oder Grossstädte, je nachdem wie und wo der Roadtrip gerade verläuft. Das Idealbild von studentischen Ferien; fernab der Uni und mit nicht einer Sorge im Hinterkopf verbringt man gerade die beste Zeit seines Lebens. Nicht einer einzigen? Der eine oder andere hat bestimmt schon die langwierigen und schweisstreibenden Prozesse der Autovermietung kennengelernt und gegebenenfalls so viel hingeblättert, dass es statt der Route 66 schliesslich eine Tour durchs Appenzellerland wurde. Das muss nicht sein!

«Find the perfect car rental alternative» oder zu Deutsch: «Besser als Mietautos» – so wirbt die peer-to-peer Plattform «Turo» für ihre Mission, jedem Zugang zu dem Fahrzeug zu ermöglichen, welches ihm wirklich zusteht. Wer denkt, mit Europcar, Mobility und allen möglichen und unmöglichen rent-a-car Angeboten sind wir doch schon genug ausgestattet, wird positiv überrascht werden. Turo kommt «straight outta Frisco» und hat sich das Ziel gesetzt, viel Geld zu machen, beziehungsweise den Kunden die Fahrzeugmiete zu vereinfachen und Autobesitzern eine Chance zu geben, sich ihr Gefährt durch die Zusatzeinnahmen auch wirklich leisten zu können. Seit 2016 ist die Plattform auch in Europa verfügbar, nachdem sie nun schon sechs Jahre flächendeckend in den USA aktiv ist.

HSG Ball, Berg-Wochenende oder Surfurlaub?

Verfügst du nicht über einen reichen Papa? Kein Problem, auf Turo tummeln sich Porsche, Mustang und Co. neben praktischen Pick-ups, romantischen VW-Bussen und stolzen SUVs. Leasing war gestern, mit Turo kannst du dein Fahrzeug im Stundentakt wechseln. Praktisch auch, wenn man zum Beispiel gerade auf der Flucht ist. Wobei Turo natürlich eine seriöse Verifizierung vornimmt und auch für den Versicherungsschutz gesorgt ist. Aber Achtung! Falls ihr mehrere Fahrer seid, unbedingt jeden Einzelnen als Fahrer eintragen und vom Besitzer oder der Besitzerin absegnen lassen. Dann stehen euch weitere Möglichkeiten zur Verfügung, wie beispielsweise die Zustellung des Fahrzeuges – falls es mit dem Abholen nicht klappen sollte.

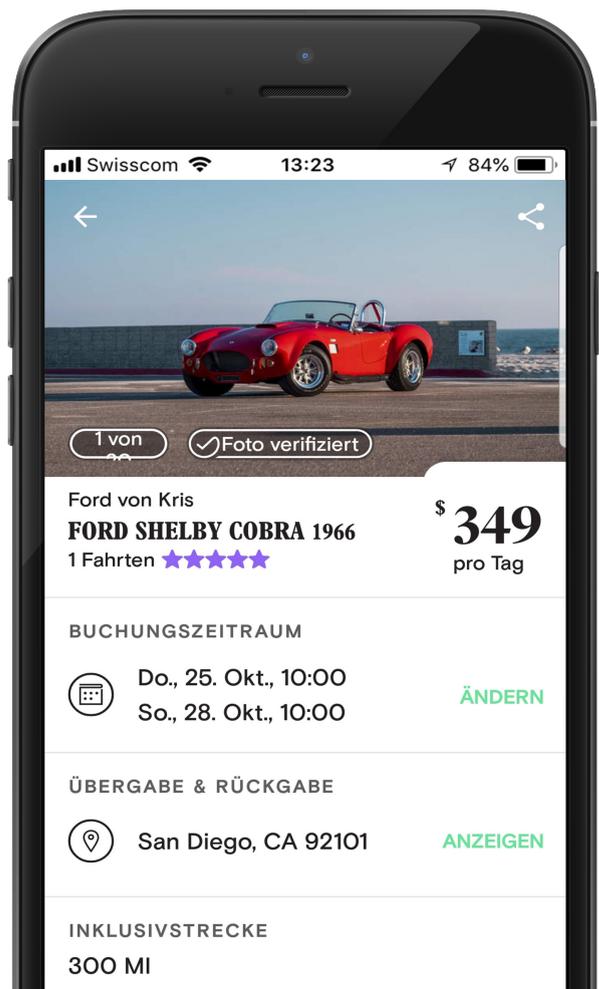
Wie bei Airbnb, dem grossen Bruder fürs Wohnen, sieht man auch bei Turo, wie viele Fahrten so ein Privatauto auf dem Buckel hat, ob Schiebedach und Kühlschrank zur Grundausstattung gehören und ob man darin rauchen darf. Darf man natürlich nicht! Zumindest meistens.

Weltweit steht eine Armee von 200 000 Fahrzeugen bereit, euch in allen Situationen zu unterstützen. Und sogar in unserem Städtchen am Rande der Schweiz gibt es schon das eine oder andere Angebot, die meisten sind jedoch jenseits der Grenze parkiert. Nichtsdestotrotz ein nützliches Tool für die nächste Reise.

Der einzige Nachteil gegenüber dem konventionellen Fahrzeugverleih? Man muss das Auto an den selben Ort zurückstellen. Aber wer weiss, vielleicht gibt es ja noch einen Kaffee mit dem vermietenden Ortsansässigen und ihr habt schon einen Kontakt für das nächste Mal.

Text

Daria Kühne



Aus dem Archiv

prisma vor 51 Jahren
Ausgabe 52
Jahrgang #9
Mai 1967

10 TIPS FÜR 1. SEMESTRIGE

1. in den Vorlesungen

Wenn Du schon in die Vorlesungen gehst, erscheine pünktlich; die Dozenten schätzen es ausserordentlich, wenn ihre Vorträge durch Türeschletzen und Schrittgeräusche untermalt werden. Wenn Du Dir goodwill schaffen willst, so mache dies auf elegantere Art (siehe unter 2.)

2. in den Uebungen

Wie Du bestimmt weisst, bist Du in den Uebungen nicht nur Hörer, sondern auch Mitarbeiter und Mitdenker. Nütze diese Gelegenheit und trage das Deine zum Guten Gelingen einer Uebung bei. Plaziere Dich möglichst vorne; Du wirst erstaunt sein, wieviel mehr Du profitierst und wie man Dich bald namentlich kennt.

3. Garderoben

Merke Dir jeweils den Haken, wo Du Deinen Mantel aufhängst: die Beleuchtungsverhältnisse, vor allem bei der Garderobe hinter der grossen Anschlagwand, lassen sehr zu wünschen übrig. Du vermeidest damit verzweifelt Wühlen.

4. à propos Damen

Nun höre und staune: An der HSG sind ca. 50 Damen immatrikuliert. Pflege auch Du den Kontakt mit unseren Holden! (Ueber das Thema Studentenehe soll hier nicht Stellung bezogen werden)

5. an der Cafabar

Meide die Bar in den Pausen; benütze dafür Deine Freistunden. Du wirst so schneller und persönlicher bedient. Auch das Personal wird es schätzen, nicht innerhalb einer Viertelstunde 200 Gäste "abfertigen" zu müssen.

6. in der Mensa

Nimm Dein Mittagessen wenn möglich schon um 11. 30 Uhr ein. Du wirst dafür nicht Schlange stehen müssen und erst noch alle vorhandenen Speisen vollständig zur Auswahl vorfinden. Uebrigens: auch in der Stadt lässt sich vorteilhaft essen; beachte die Inserate im Prisma!

7. an die Motorisierten

Das Wichtigste lässt sich wie folgt zusammenfassen: "Wer fährt, trinkt nicht; wer trinkt, fährt nicht!" (Es wurde uns einmal anvertraut, dass Disziplinarverfahren an der HSG zu den weniger angenehmen Dingen zählen)

8. Nebenverdienst

Marschiere von der Cafabar aus 20 Schritte gen Süden, zwischen Garderobe und Treppe hindurch - der geneigte Leser hat's schon gemerkt: die HSG führt eine Art Stellenvermittlungsbüro; die zahlreichen Offerten sind hinter Glas angeschlagen.

9. Ferienzeit

Reiselustige und Erholungsbedürftige wenden sich an den SSR-Vertreter (Büro unterhalb der Aula, jeweils Dienstag und Donnerstag von 13-14 Uhr)

10. Prisma

Das Organ der Studentenschaft steht auch Dir offen. Du brauchst kein schriftstellerisches Talent zu haben; Deine allgemein interessierenden Beiträge (Berichte, Aufsätze, Anregungen, Kritiken usw.) werden unzensuriert wiedergegeben. Komme persönlich in unsere Redaktionsstube (Kirchhoferhaus, hinter Studentenheim) oder wirf Deinen Beitrag in den Studentenschaftsbriefkasten (bei der Abwartloge), versehen mit dem Vermerk "Prisma".

Gewinnspiel

Finde die Lösungen zu den Rätseln und schicke die Antworten bis am Dienstag, 6. November, an redaktion@prisma-hsg.ch. Unter allen richtigen Einsendungen werden zwei Adhoc-Gutscheine im Wert von je 20 Franken verlost.

Sudoku

Leicht

	6	9		5		3		
	8	1		9	3			5
		5	4	8			1	
9	2	6				7		8
	5						4	9
					9	6		1
		4		3	8		2	7
				4	5			
5	1		2	7	6	8		4

Schwer

			6				3	1
		5						
	3		5	4			2	
						4		
				9				8
1	6			8		7		
					5	9	6	
	1							
4			7	6				

Bimaru

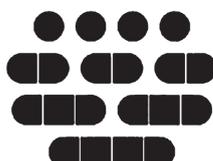
								●
			⋈					
								●
●								
			■					
1	3	2	2	3	2	1	3	3

Finde die vorgegebene Anzahl Schiffe.

Die Nummer am Ende jeder Zeile oder Spalte sagt dir, wie viele Felder durch Schiffe besetzt sind.

Schiffe dürfen sich nicht berühren. Das heisst, jedes Schiff ist vollständig von Wasser umgeben, sofern es nicht den Rand des Spielfeldes berührt.

Zu findende Schiffe:



News aus dem Norden, beziehungsweise dem Kybunpark

Das Kallax-Regal – in den meisten Studentenwohnungen ein äusserst zentraler Bestandteil der Innenausstattung. Wird dieses nun abgeschafft?

Studentenleben – für die Meisten der Zeitpunkt, zu dem man aus eigenem Hause auszieht, weg vom Schutz der Eltern und zugleich weg von allen Regeln (die man eigentlich sowieso umgangen hat). Das bedeutet nicht nur, dass endlich niemand mehr die Bettzeiten kontrolliert, es heisst auch: lass deinem inneren Innenarchitekten freien Lauf! Neuzuzüger in St. Gallen können dabei von Glück sprechen: die schwedischen Nachbarn befinden sich in zehn Kilometern Reichweite. Für die Wenigen, die es vielleicht noch nicht verstanden haben: Ikea verkauft nicht nur Duftkerzen und stellt Kleinbleistifte zur Verfügung. Sie sind unter anderem Grosslieferant für dasjenige Möbelstück, welches all den ungelesenen Büchern ein Dach über dem Kopf bietet, Schuhe im Flur versteckt oder die Vorräte der Küche verstaut: das berühmte Kallax. Die Nachfrage ist gross – insbesondere in der Shopping Arena. Nun kommt der grosse Hammer: Ikea stellt die Produktion des Prachtstücks ein.

«Für uns die einzig richtige Entscheidung. Die Zahlungsbereitschaft von Studierenden der HSG, insbesondere jenen mit dem Major BWL, wird mit unserem Budget-Modell Kallax nicht einmal annähernd abgeschöpft. Somit sahen wir uns gezwungen, Massnahmen zu ergreifen», so Billy Klippan, Geschäftsführer der Ikea-Filiale Ostschweiz. Die offizielle Pressemitteilung ist zugegebenermassen noch nicht verschickt worden, einige Studierende haben jedoch schon Wind von dieser drastischen Entscheidung bekommen. In vielen noch nicht fertig möblierten Wohnungen ist die Hölle los – Schuhe verstopfen den Eingang, Fernseher stehen auf klebrigen Böden, Badeutensilien blockieren das Waschbecken. Bestehende Kallax-Regale werden immer voller: der herkömmliche Student bekommt viel zu viele Werbegeschenke, welches das designierte Kästchen im Regal zum Überlaufen bringt.

Nicht alle Studierenden sind betroffen. Eine Person, die anonym bleiben will, meint: «Naja, mich betrifft das ja nicht. Mein Vater kauft mir sowieso alles – ich muss mich nicht mit Billigmöbeln zufrieden geben.»

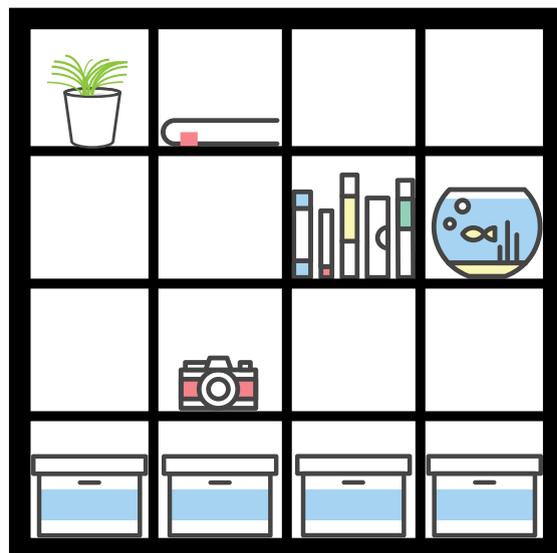
Andererseits steigt der über «Sharing is Caring» realisierte Umsatz: die gebrauchten Regale werden nun zu Rekordpreisen verkauft. prisma empfiehlt also, die Innenausstattung der neuen Wohnungen nochmals zu überdenken und allenfalls in Zürich einkaufen zu gehen.

This is not verified information. There is a 99% chance of this being #fakenews.



Text/Illustration

Darya Vasylyeva





Zuckerbrot Jedem eine Stimme!

Zugegeben, nicht alle Neuerungen im Kosmos der HSG können als Volltreffer bezeichnet werden. Doch in regelmässigen Abständen gelingt es der Universität mit ihrer Innovationskraft eine wahre Euphorie hervorzurufen. In solchen Fällen schießen die Neuanmeldungen auf Rekordniveau und im Universitätsranking wachsen der HSG Flügel.

Auch wenn sie nicht des Studierenden bester Freund sind: Den neuen Mikrofonwürfel muss gebührend gehuldigt werden. Die für die Einführung dieser Wundergeschosse verantwortliche Person ist an Weitsicht nicht zu übertreffen, denn an der Universität St.Gallen werden zukünftig immens Gesundheitskosten gespart werden! Der Wurf der Mikrofonwürfel wirkt sich nämlich positiv auf die Rücken-

muskulatur der Professorenschaft aus. Je nach «Signatur-Wurf» lassen sich andere Vorteile erkennen. Durch den klassischen Einwurf à la Champions League lässt sich beispielsweise die Flexibilität in den Schultern steigern. Beim «Brennballwurf» holt der Dozierende neben dem Körper aus und schleudert den Würfel einhändig zum Studierenden. Dieser Wurf hilft bei Versteifungen der Wirbelsäule und eignet sich durch seine Reichweite dazu, auch die letzte Reihe im Audimax zu erreichen. Und wer den «Baseballwurf» bevorzugt, holt weit aus, lehnt sich mit vollem Körpereinsatz zurück und lässt in seinen gezielten Schuss zugleich alle negativen Emotionen miteinfließen. Welch befreiendes Gefühl!

Aber auch für die Studierenden sind die zahlreichen Vorteile

evident: Kaffeebecher werden nicht mehr sorglos auf dem Tisch abgestellt, denn keiner würde den Einschlag eines Mikrofonwürfels und nachfolgenden Kaffeeschwall über sein Notizmaterial in Kauf nehmen. Zusätzlich reicht es nun nicht mehr, sich in eine Bankmitte zu verdrücken, um den Fragen der Dozierenden zu entgehen. Die Konsequenz ist eine verbesserte Vorbereitung und schlussendlich eine höhere Performanz aller Studierenden an der HSG. Zuletzt gehört erwähnt, dass man die Diskussionen zwischen Studierenden und Dozierenden nun wirklich gut hören kann.



Text

Aaron Chatrath

Peitsche Raumdispo verursacht Geschlechtskrankheiten



Dichtestress wird definiert als eine durch zu viele Individuen pro Fläche ausgelöste psychische Belastung. Diese wirkt sich in erster Linie in auffallend abnormalem Verhalten aus und verursacht darüber hinaus – im wahrsten Sinne des Wortes – todernst zu nehmende körperliche Schäden. Bei Menschen nehmen mit steigender Personendichte unter anderem Geschlechtskrankheiten, die Selbstmordrate sowie furchterregende Geisteskrankheiten markant zu.

In letzter Zeit scheint sich die hiesige Raumdispo auf das Verursachen eben dieses hässlichen Krankheitsbildes «Dichtestress» spezialisiert zu haben. Anders lässt sich nicht erklären, wie einem

Kurs mit rund 60 eingeschriebenen Studierenden eine Räumlichkeit mit einem Fassungsvermögen von gerade einmal 40 Plätzchen zugeteilt wird. Um akute Schreibtisch- und sogar Sessel-Not sowie ausartende Platzreservierungen zu vermeiden, würde Rechenkunde in ihrer simpelsten Form ausreichen. Und das erlaube ich mir trotz meiner leider ungenügenden Matura-Mathenote zu posaunen.

Die konkreten Folgen des akuten Platzmangels sind eine von verdichtetem Schweissgeruch geprägte Luftqualität, viel zu stark ans Trischli erinnerndes Gerangel sowie eine Unmenge an nigelnagelneuen Klaustrophobie-Patienten. Hinzu kommt eine drastische – noch quantitativ zu erhebende –

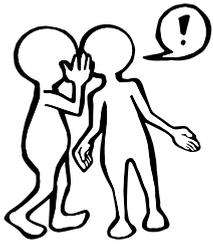
Zunahme von Chlamydien, Syphilis und Tripper unter den HSGlern. Sich körperlich nahezukommen hat eben nicht nur in Ekstase versetzende Seiten an sich.

Übrigens: Auf Nachfrage des Dozenten stand für den Kurs plötzlich ein gefühlt dreifach so grosses Dach über dem Kopf zur Verfügung. Da hat die werte Raumdispo ihre Hausaufgaben mal wieder mit unschlagbarer Sorgfalt erledigt – immerhin besteht kein Potenzial zur Verschlechterung mehr.



Text

Fabian Kleeb



Gerücht

Wird sich der künftige Rektor als Bananenreifer versuchen?

Mittlerweile ist es kein Geheimnis mehr, dass der nachfolgende Rektor der Universität St.Gallen auf jegliche Art von Nebenbeschäftigung wird verzichten müssen. Der Universitätsrat möchte damit alles daran setzen, «die zukünftige Führung der Universität und das Erfolgsmodell HSG mit einer zeitgemässen und vorbildlichen Governance und Compliance zu stärken.» Das klingt nach viel PR-Gelaber – ist es auch.

Die Gerüchteküche brodelt nicht nur, wenn es um den potenziellen Nachfolger von Thomas Bieger geht, welcher ab 2020 antreten wird: Auf dem Campus wird unter der Hand gemunkelt, dass die neue Beschränkung, der Rektor dürfe «keiner Art von Nebenbeschäftigung» nachgehen, doch nicht so bindend sei. Die Kommunikationsabteilung der HSG habe damit lediglich die Medien, welche sich dem vermeintlichen «Qualitätsjournalismus» verschrieben haben, auf eine falsche Fährte locken wollen. Der zukünftige, oberste Macker der HSG darf sehr wohl einer Nebenbeschäftigung nachgehen – unter einer Bedingung: Es muss sich dabei um einen künstlerische Tätigkeit

handeln. Dabei gibt es keine weiteren Einschränkung wie die Universität verlauten lässt.

Das heisst, der künftige Rektor könnte nebenbei Yogalehrer sein, der seinen Schülern beim Standup-Paddling den «herabschauenden Hund» beibringt. Genauso wäre denkbar, dass er als Ballettlehrer seinen Schützlingen die Fouettées beibringt, oder die einzigartige Kunst des Bananenreifens weitergibt. Ebenfalls könnte er dem klassischen Musikerberuf nachgehen – selbst der musikalisch untalentierte Akademiker sollte fähig sein, einen Triangel zu bedienen oder ein Tamburin zu schütteln, beziehungsweise herzhaft draufzuschlagen. Falls er sich gerne ab und zu in der Natur aufhält, könnte er sich auch als Landschaftsgärtner versuchen. Die frische Luft wäre sicherlich eine willkommene Abwechslung. Und wenn nichts mehr hilft, kann der Rektor immer noch Präsentationsfolien für seine Kolleginnen und Kollegen gestalten oder die Kommission präsidieren – kommt etwa aufs Gleiche raus.

Text

Alessandro Massaro



Impressum

Herausgeber

prisma – Das HSG-Studentenmagazin
Dufourstrasse 50, 9000 St. Gallen
Telefon 071 224 79 04
E-Mail redaktion@prisma-hsg.ch

Druck

Onlineprinters GmbH
Rudolf-Diesel-Strasse 10
91413 Neustadt a. d. Aisch

Telefon +41 61 5100041
E-Mail info@onlineprinters.ch

Chefredaktor Fabian KleeB

Ressortleiter Frédéric Baur, Jessica Eberhart,
Daria Kühne, Luana Rossi

Layout Patrick Buess

Anzeigen und Abonnemente

Daniel Schlatter
Telefon 079 423 75 22
E-Mail vertrieb@prisma-hsg.ch



HSG Focus

Das Magazin der Universität St.Gallen

3/2018

MOBILITÄT



Kostenlos im Web
magazin.hsgfocus.ch
sowie in den
Stores



BROMUNDT

Panorama | Menschen | Forschung | Studium | Alumni